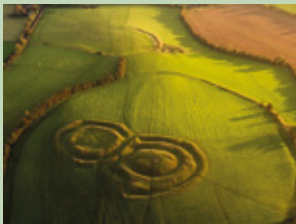
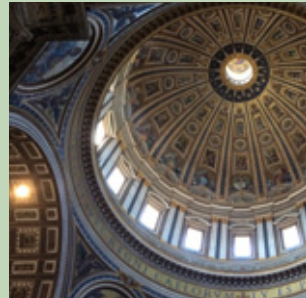


04/2026 September–November



# Gemeindebrief

der evangelischen Kirchengemeinde Starnberg



## Über Grenzen (hinweg)

Begegnungen mit anderen Glaubensvorstellungen



# Begegnung an der Grenze

Was wäre, wenn es keine Grenzen gäbe? Gäbe es noch Länder und Besitz? Gäbe es ein „zu weit“ oder ein „zu nah“? Wäre alles unzertrennlich und verbunden?

Eine solche Vorstellung klingt zunächst wie die Vision einer grenzenlos freien Welt, in der jedes Wesen in Einheit lebt.

Ein Leben ohne Grenzen ist für uns jedoch kaum vorstellbar und auch beängstigend. Denn Grenzen erfüllen wichtige Funktionen. Sie bieten Schutz, geben Orientierung und tragen dazu bei, dass ein geordnetes Zusammenleben erst möglich wird.

Doch jede Grenze besitzt auch eine Kehrseite. Was auf der einen Seite schützt, kann auf der anderen Seite trennen. Was Orientierung und Profilierung schafft, kann auch ausgrenzen. Grenzen sind deshalb niemals nur neutrale Linien oder feste Markierungen. Sie erzählen immer davon, wie Menschen miteinander umgehen und welche Haltung sie gegenüber anderen einnehmen. In einem autoritären System werden Grenzen zu Instrumenten der Kontrolle, Gewalt und Diskriminierung.

Gerade in unserer Zeit wäre das Überwinden von Grenzen und das Bauen von Brücken wichtiger denn je. Gesellschaftspolitische Debatten verhärten sich zunehmend oder sind vielerorts aus Angst oder Resignation bereits verstummt. Menschen ziehen sich zurück und beginnen zu schweigen, wenn der Austausch aussichtslos scheint und die Differenzen zu groß. Wo Menschen den Kontakt zueinander verlieren und sich gegenseitig fremd werden, ist der Weg zu Misstrauen, Abwertung und letztlich auch zur Entmenslichung nicht mehr weit.

Dabei lebt der christliche Glaube von der Begegnung, vom echten Kontakt und vom Interesse am anderen. Jesus selbst suchte das Gespräch mit Menschen, die anders dachten, anders glaubten oder am Rand der Gesellschaft standen.

Auch die Geschichte der Kirche ist geprägt davon: Diskussionen, Reformbewegungen und andere Arten des Widerspruchs hat es immer wieder gegeben, und sie waren häufig notwendig, um Entwicklungen anzustoßen. Erneuerung entstand oft dort, wo Menschen den Mut hatten, vertraute Grenzen zu hinterfragen.

Der deutsch-amerikanische Theologe und Philosoph Paul Tillich formulierte: „Der wahre Ort der Begegnung ist die Grenze.“ Dieser Gedanke verdeutlicht, dass echtes Verständnis und tiefe Verbindung nicht nur dort entstehen, wo alle gleich denken, sondern dort, wo das Eigene auf das Fremde trifft. Die Grenze ist ein Ort der Spannung, aber auch ein Ort der Möglichkeit, denn sie fordert dazu heraus, die eigene Perspektive zu erweitern.

Während meiner Zeit als Klinikseelsorgerin am Brigham and Women's Hospital in Boston gehörte ich zu einer Supervisionsgruppe, die sehr vielfältig war. Eine Teilnehmerin war katholisch, weitere gehörten der presbyterianischen und anglikanischen Kirche an. Ein Kollege war jüdisch, eine andere Teilnehmerin Buddhistin. Unsere theologischen und weltanschaulichen Überzeugungen unterschieden sich zum Teil erheblich, doch uns verband der Wunsch, Menschen in Krisen zu begleiten.

Besonders eindrücklich ist mir ein gemeinsames Projekt während des Ramadans in Erinnerung. Wir bereiteten für muslimische Patientinnen, Patienten und ihre Angehörigen das abendliche Fastenbrechen, den Iftar, vor und servierten das Essen nach Sonnenuntergang. Es war kein gemeinsamer Gottesdienst und keine Vermischung der Religionen. Es war vielmehr ein Zeichen der Achtung und Wertschätzung. Wir durften Menschen dabei unterstützen, ihren Glauben auch in einer schwierigen Lebenssituation auszuüben. Gerade darin war für mich zu spüren, dass Mitmenschlichkeit oft dort wächst, wo wir bereit sind, die Welt für einen Moment mit den Augen eines anderen Menschen zu sehen. Begegnung bedeutet nicht, Unterschiede aufzulösen, sondern sie auszuhalten und den anderen in seiner Geschichte und Überzeugung ernst zu nehmen. Brücken zu bauen, heißt deshalb nicht, den eigenen Glauben aufzugeben. Wer seinem Gegenüber mit Respekt begegnet, verliert ihn nicht, sondern gewinnt oft ein tieferes Verständnis dafür. Gleichzeitig fordert Begegnung dazu heraus, eigene Vorurteile zu hinterfragen und anzuerkennen, dass Gott größer ist als unsere eigenen Vorstellungen.

Wo Glaube jedoch absolut gesetzt wird und keinen Widerspruch mehr zulässt, entsteht die Gefahr von religiösem Extremismus und geistlichem Missbrauch. Wo Menschen behaupten, allein im Besitz der Wahrheit zu sein, andere manipulieren oder indoktrinieren, werden Brücken abgebrochen und Grenzen zu Gefängnismauern.

Die eigentliche Herausforderung besteht nicht darin, alle Grenzen abzuschaffen, sondern einen bewussten Umgang mit ihnen zu finden. Werden sie zu Mauern, die Menschen voneinander trennen, oder werden sie zu Orten, an denen Begegnung und ein Über-sich-selbst-Hinauswachsen möglich wird?

Das alte Kirchenjahr neigt sich dem Ende zu, das neue beginnt. Jede Grenze kann ein Ende markieren. Sie kann aber auch der Ort sein, an dem Neues entsteht. Ich wünsche Ihnen und euch, dass wir immer wieder die Begegnung an der Grenze wagen und dass Gott uns Offenheit füreinander schenkt und unseren Horizont weitet.



Rina Mayer  
Pfarrerin

Herausgeber: Ev.-Luth. Kirchengemeinde Starnberg

Kaiser-Wilhelm-Str. 18, 82319 Starnberg

Redaktion dieser Ausgabe:

Manuela Pecoraro (verantwortlich), Simon Döbrich (V.i.S.d.P.),

Dr. Gunhild Kilian-Kornell, Dr. Ernst Quester, Ingrid Keil,

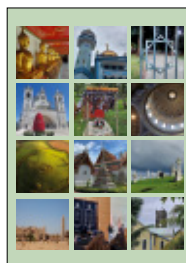
Christine Johné, Verena von Guionneau

Gestaltung: Sonja Thomaier

Druck: Offprint Druckerei, München

Fotos (wenn nicht anders gekennzeichnet) lizenzfrei oder privat

(Manu Pecoraro, Sonja Thomaier)



Titel:

Fotos: Manuela Pecoraro,

Sonja Thomaier

Inhalt:

Nachgedacht .....Seite 2

Thema: Über Grenzen (hinweg).....Seite 4

Neues aus dem KV .....Seite 24

Ökumene.....Seite 25

KG im Fokus .....Seite 26

Nachruf.....Seite 28

Kinder Et Jugend .....Seite 29

Evang. Diekonieverein.....Seite 30

Termine .....Seite 32

Wussten Sie schon...?! .....Seite 35

Die wichtigen Adressen.....Seite 24

# Von Glocken, Rufen und Geschwistern

## Gedanken zur Ökumene

Am Sonntagmorgen läuten bei uns die Glocken.

Sie läuten nicht alle gleich. Die eine hell. Die andere schwer. Eine klingt nah. Eine kommt von weiter her. Und doch rufen sie alle in dieselbe Richtung. Sie rufen die Menschen aus ihren Häusern. Aus ihrer Müdigkeit. Aus ihrer Woche. Aus ihren Sorgen. Sie rufen nicht zuerst in ein Gebäude. Sie rufen in eine Mitte.

*Diese Mitte ist Christus.*

Während meiner Zeit in Nicaragua habe ich gelernt, dass dieser Ruf viele Stimmen hat. Da ist die große Schwesterkirche, die römisch-katholische Kirche. Da sind evangelikale Gemeinden. Da sind die lebendigen, lauten, manchmal fremden, aber doch feurigen pentekostalen Kirchen. Jede dieser Kirchen bringt etwas Eigenes mit. Eine andere Musik. Eine andere Ordnung. Eine andere Art zu beten. Eine andere Sprache für die Hoffnung.

Bei uns sind es oft Glocken. Anderswo sind es Rufe. Manchmal ist es eine Orgel, die einlädt. Manchmal ist es ein Sänger, der vor der Tür steht. Manchmal ist es ein Lautsprecher, manchmal eine Gitarre, manchmal nur eine offene Tür und ein Mensch, der sagt: „Komm.“

Und dann spürt man: Hier wird gerufen. Nicht bloß zu einer Veranstaltung. Nicht bloß in eine Tradition. Es wird gerufen in ein Zentrum, das Gemeinschaft verbindet.

*Ökumene beginnt dort, wo wir diesen Ruf beim anderen erkennen.*

Nicht jede Kirche ist wie die andere. Das wäre auch nicht gut. Ein Garten besteht schließlich auch nicht aus einer einzigen Blume. Ein Chor besteht nicht aus einer einzigen Stimme. Der Leib Christi besteht nicht aus einem einzigen Glied. Der Apostel Paulus schreibt, dass der eine Leib viele Glieder hat. Kein Glied kann zu einem anderen sagen: „Ich brauche dich nicht.“ Das ist kein nettes Bild. Es ist Theologie. Es bedeutet: Die Kirche lebt nicht aus ihrer Selbstgenügsamkeit. Sie lebt aus Christus. Und weil Christus nicht geteilt ist, darf sich die Kirche auch nicht mit ihrer Trennung abfinden.

*Ökumene bedeutet deshalb nicht, dass alles gleich wird.*

Sie bedeutet auch nicht, dass wir vergessen, was uns geprägt hat. Katholische Christen bleiben katholisch. Evangelische bleiben evangelisch. Evangelikale bringen ihre Bibelfrömmigkeit ein. Pfingstliche und charismatische Gemeinden erinnern daran, dass der Heilige Geist mehr ist als ein Satz im Glaubensbekenntnis: Er ist Kraft, Atem und Bewegung. Die orthodoxen Kirchen bewahren die Tiefe der Liturgie und der Tradition. Freikirchen mahnen zur persönlichen Entscheidung. Jede Kirche trägt eine Gabe. Manchmal auch eine Wunde.

*Ökumene wird wahr, wenn Gabe und Wunde nicht gegeneinander ausgespielt werden.*

Der Weltrat der Kirchen hat dies auf seine Weise immer wieder versucht. Er ist keine Überkirche. Er hebt die Kirchen nicht auf. Aber er hält sie in Bewegung. Von Anfang an standen zwei Fragen nebeneinander: Was glauben wir gemeinsam? Und wie dienen wir gemeinsam der Welt? Glaube und Ordnung. Leben und Arbeit. Gebet und Aktion. Bekenntnis und Dienst. Beides gehört zusammen. Wer nur handelt, verliert irgendwann die Mitte. Wer nur die Mitte behauptet, aber nicht handelt, verrät sie leise.

*Darum ist Ökumene mehr als nur Freundlichkeit zwischen Pfarrämtern.*

Sie ist eine geistliche Übung. Eine Schule des Sehens. Sie fragt: „Kann ich im anderen Christus erkennen, auch wenn er anders singt, anders betet, anders predigt?“ Kann ich hören, dass der Ruf Gottes nicht nur in meiner eigenen Tonlage erklingt? Kann ich glauben, dass der Heilige Geist größer ist als mein Milieu?

In Nicaragua wurde mir das besonders deutlich. Die katholische Kirche war wie eine große, alte Kathedrale im Gedächtnis des Landes. Man spürte die Geschichte. Schmerz. Volksfrömmigkeit. Maria. Prozessionen. Kerzen. Das langsame Atmen einer Kirche, die schon viel gesehen hat. Daneben gab es evangelikale und pentekostale Gemeinden. Manchmal in einfachen Räumen. Manchmal mit viel Musik. Manchmal mit einer Direktheit, die uns in Deutschland fast verlegen machen würde. Aber auch dort: Gebet. Bibel. Hoffnung. Heilung. Lobpreis. Der Name Jesu.

*Da merkt man: Die Christenheit ist größer, als man zu Hause denkt.*

Sie ist nicht ordentlich sortiert wie ein Regal. Sie ist eher wie ein Strom. Manchmal klar. Manchmal reißend. Manchmal trüb. Aber sie bewegt sich. Und in dieser Bewegung stellt sich die alte Frage neu: Was hält uns zusammen?

Nicht unsere Formen.

Nicht unsere Gewohnheiten.

Nicht einmal unsere besten Sätze.

*Es ist Christus selbst.*

Die Taufe erinnert uns daran. Sie ist kein konfessionelles Besitzzeichen. Sie ist ein Zeichen dafür, dass Gott zuerst handelt. Bevor wir uns einordnen. Bevor wir uns erklären. Bevor wir uns voneinander unterscheiden. In der Taufe wird ein Mensch nicht zuerst evangelisch oder katholisch, sondern Christus anvertraut. Daraus wächst Geschwisterschaft. Nicht als bloßes Gefühl. Nicht als kirchliche Höflichkeit. Sondern als geistliche Wirklichkeit.

*Und doch bleibt die Trennung bestehen.*

Das darf man nicht kleinreden. Besonders zwischen evangelischer und katholischer Kirche spüren viele sie. Am Tisch des Herrn. In Fragen des Amtes. Beim Verständnis von Kirche. In alten Verletzungen. In neuen Enttäuschungen. Manchmal geht man einen langen Weg miteinander und steht dann doch vor einer Tür, die noch nicht offen ist. Das tut weh. Und es soll auch wehtun. Eine schmerzlose Trennung wäre die gefährlichste. Dann hätten wir uns an sie gewöhnt.

Aber Bauchschmerzen sind nicht das Ende der Ökumene. Manchmal sind sie ihr ehrlichster Anfang.

Denn Geschwister bleiben Geschwister, auch wenn sie nicht in allem einer Meinung sind. Sie haben die selbe Herkunft. Sie erzählen manche Geschichte anders. Sie streiten. Sie schweigen. Sie gehen auseinander. Und doch stehen sie schließlich wieder nebeneinander, sehen in dieselbe Welt und staunen über das Gleiche. Über ein Kind, das getauft wird. Über einen Menschen, der Trost findet. Über Brot, das geteilt wird. Über Vergebung, die möglich wird. Über einen Sterbenden, der nicht allein bleibt. Über das Evangelium, das immer größer ist als unsere Müdigkeit.

Aus Madrid habe ich einen Gedanken mitgenommen, der mich seither begleitet.

Es gibt viele Kirchen. Viele Wege. Viele Gebete, die zu Gott steigen. Manche leise, manche laut. Manche in alten Worten. Manche frei und brennend. Manche mit Weihrauch. Manche mit erhobenen Händen. Manche beten in einer Sprache, die ich nicht verstehe, und doch weiß ich: Hier betet jemand zu Gott.

Aber es gibt auch Geschwister, die einem am nächsten sind.

Für mich ist das die katholische Kirche. Mit ihr konnte und durfte ich mein ganzes Leben lang am besten zusammenarbeiten. Nicht ohne Schmerz. Nicht ohne die Bauchschmerzen einer Trennung, die eben Trennung ist. Aber mit einem gemeinsamen Blick. Mit dem Wissen: Wir sehen auf dieselbe Welt. Wir erschrecken über dasselbe. Wir freuen uns über dasselbe. Wir stehen vor demselben Christus.

Darum ist Ökumene in alle Richtungen wichtig. Zu den Evangelikalen. Zu den Pfingstkirchen. Zu den Orthodoxen. Zu den Freikirchen. Zu allen, die den Namen Christi anrufen.

Die wertvollste Ökumene ist für mich jedoch die zur katholischen Kirche.

Nicht, weil die anderen weniger zählen, Sondern, weil Nähe Verantwortung schafft. Weil Nachbarschaft nicht zufällig ist. Weil Geschwisterschaft gepflegt werden will. Weil die große Schwesternkirche und die evangelische Kirche einander viel zu sagen haben: über Gnade und Sakrament, über Schrift und Tradition, über Freiheit und Verbindlichkeit, über Gewissen und Gemeinschaft.

Vielleicht beginnt all das wieder ganz einfach.

Mit einer offenen Tür.

Mit einem gemeinsamen Gebet.

Mit einer Einladung.

Mit dem Mut, den anderen nicht zuerst als Problem, sondern als Gabe zu sehen.

Die Glocken läuten weiter. Anderswo ruft eine Stimme. Eine Orgel setzt ein. Ein Sänger steht vor der Tür. Eine Gemeinde hebt die Hände. Eine andere kniet. Eine schweigt. Eine singt.

Viele Stimmen.

Ein Ruf.

Viele Wege.

Ein Christus. – Und wir gehen nicht allein.



Simon Döbrich  
Pfarrer

## Die Herrnhuter Brüder-Unität



Bei unserer Gemeindereise im Juni mit Pfr. Pfister nach Polen besuchten wir auch Herrnhut, das vielen sicherlich wegen der Losungen und seiner besonderen vielstrahligen Sterne bekannt ist.

Die „Herrnhuter Brüdergemeine“ hat vorreformatorische Wurzeln und ist auf Anhänger von Jan Hus und waldensische Gruppen zurückzuführen. Bereits 1457 formierte sich in Böhmen die egalitär und pazifistisch ausgerichtete Glaubensgemeinschaft der „Böhmischen Brüder“. Sie lasen die Bibel in der Volkssprache, orientierten sich am Urchristentum, stellten selbst Verhaltensregeln für eine „Kirchenzucht“ auf und lehnten sowohl den Kriegsdienst als auch das Schwören von Eiden ab. Mitglieder der Brüdergemeine übernahmen keine öffentlichen Ämter.

Weil später viele Protestanten ihren Glauben nur im Verborgenen ausüben konnten, gründeten 1722 Glaubensflüchtlinge aus Böhmen und Mähren unter Führung des Zimmermannes Christian David den Ort Herrnhut. Dort hatte ihnen der pietistisch geprägte Reichsgraf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, sächsischer Hof- und Justizrat, angrenzend an sein Berthelsdorfer Schloss Grund und Boden als Zufluchtort angeboten. Er hatte zuvor schon gesellschaftliche und kirchliche Missstände kritisiert.

Heute leben in Herrnhut Menschen mehrerer Konfessionen. Seit Juli 2024 gehört der Ort zum UNESCO-Welterbe. Als Unitas Fratrum oder Moravian Church sind die Herrnhuter in Großbritannien, Dänemark, Deutschland, Nordirland, den USA und Afrika vertreten. Das barocke Gebäudeensemble ist in einem besonderen Baustil errichtet, der in den anderen Niederlassungen originalgetreu kopiert wurde.



### Unser Besuch in Herrnhut:

Christiane Vollprecht, Leiterin der Gästearbeit der Brüder-Unität, führte uns routiniert durch den zentralen Teil des Ortes Herrnhut.

Im Losungshaus ist auch die Verwaltung untergebracht. Versammelt rund um den ovalen Tisch, wo auch die Lose gezogen werden, gab Frau Vollprecht uns einen Einblick in die Geschichte der Losziehungen.

Sie begannen am 3.5.1728. Bei der allabendlichen Versammlung wollte Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf den Menschen ein kurzes Wort für den nächsten Tag mitgeben. Es ging ihm um Ermutigung. Der Vers „Liebe hat ihn hergetrieben, Liebe riss ihn von dem Thron, und wir sollten ihn nicht lieben?“ fand so großen Anklang, dass es von da an regelmäßig Lesungen gab. Anfangs nur wöchentlich, später täglich wurden sie in ca. 25 Häusern mündlich weitergegeben. Seit 1731 erscheinen die Losungen in Buchform.



Die Tradition des Losziehens kommt aus dem Pietismus. Dort wurde das Los befragt, um Gottes Segen zu erhalten, wenn man eine wichtige Entscheidung zu treffen hatte.

Die Lose in Herrnhut sind kleine Pappkärtchen. Ungefähr 1800 werden in eine besondere Schale gegeben. Die heutige ist von 1956. Jedes Los hat eine

Nummer, die einem Vers aus dem Alten Testament zugeordnet ist. Der Spruchausschuss umfasst etwa 10 Personen. Er geht das Spruchgut alle 10 Jahre durch. An nur einem Vormittag im Jahr ziehen die 4 Direktoren und einzelne Eingeladene (z. B. war einmal Bischof Bedford Stroh dabei) die Karten für jeden Tag, immer für das übernächste Jahr im Voraus. Dabei gilt: „Was gezogen ist, ist gezogen.“ Ein Mitarbeiter sucht dann den zugehörigen Lehrtext aus dem Neuen Testament heraus. Das alles soll in Stille ablaufen. Seit 296 Jahren wird es so durchgezogen, im Krieg und im Frieden. (Wer gerne einmal mit dabei sein will kann sich bewerben.) Die Losungen sind in über 100 Ländern zu haben und werden in 55 Sprachen übersetzt.

Manchmal sind die Verse erstaunlich zutreffend. Drei Jahre vor der Währungsunion wurde z. B. gezogen: „Der HERR macht arm und macht reich, er erniedrigt und er erhöht.“ (1. Samuel 2,7). Erst nach 3 Jahren kommen die Verse wieder in die Losschale. Trotzdem wurde einem Vater für seine drei Töchter einmal derselbe Vers an deren jeweiligen Geburtstagen zugewiesen.



Bei großer Hitze betreten wir den traditionellen Kirchensaal, „gute Stube“ genannt, in einem eigenen Gebäude, wo wir erst einmal die Stille und Kühle genießen.

Frau Vollprecht möchte wissen, was uns hier auffällt. Die Antworten: Eine große Weite – viel Weiß – kein Altar – der helle Holzfußboden – der Raum ist in N-S Richtung angelegt.

Alles richtig. Sie berichtet:

Es gab früher Geschlechtertrennung im Saal – rechts die Brüder (auf der warmen Südseite), links die Schwestern. Auf dem Gottesacker ist es heute noch so.

Es besteht eine flache Hierarchie. Die Gemeinde hat das erste und das letzte Wort. Am Schluss wird immer gesungen: „In Jesu Namen Amen“.

Die Ausrichtung des Saales geht in die Breite, was ein Gefühl des Miteinanders vermittelt. Es gibt keine Kanzel, aber in der Mitte einen Tisch für den Liturgen. Alle sitzen sozusagen gemeinsam um den Tisch des Herrn. Die Ausstattung ist schlicht, keine Blumen, keine Bilder. Das ganze Leben ist ein Dienst an Gott, des halb heißt es auch nicht „Gottesdienst“, sondern „Versammlung“.

Vorherrschende Farbe ist Weiß als Ausdruck der Freude. Auch Särge sind weiß.

Ein Kreuz gab es anfangs nicht, denn man muss den Blick über das Kreuz hinaus richten. Das Leben Jesu war am Kreuz nicht zu Ende. Es gibt eine „obere Gemeinde“ der ebenfalls die Farbe Weiß zugeordnet ist. Das sind die, die schon gestorben sind. Und es gibt die „untere Gemeinde“ – die Lebenden.

An der Decke des Saales hängen Kerzenleuchter aus Messing. Sie sollen warmes Licht verströmen. Heute gibt es auch elektrisches Licht. Die Kerzen werden nur noch in der Advents- und Weihnachtszeit angezündet.

In den Ecken des Saales gibt es sogenannte Logen, die früher für besondere Gäste, z. B. Adlige, gedacht waren. Heute ist dort die Technik untergebracht.

Musik spielte und spielt noch heute eine große Rolle – Orgel, Blasmusik, Lieder in vielen Sprachen.

Die Besucher werden aufgefordert Fragen zu stellen.

✳ Zur Finanzierung: Die Herrnhuter sind eine Freikirche. Es gibt keine Kirchensteuer. Die ca. 5000 Mitglieder in 15 bis 16 Gemeinden spenden. Dazu gibt es Beitragszahlungen, Förderer und einige eigene Betriebe, zuvorderst die Herrnhuter Sternemanufaktur, den Verkauf der Losungen und viel Eigenarbeit.

✳ Bei den Sternen hat weder die Farbe Gelb noch die Anzahl der Zacken (bis zu 110) eine Bedeutung. Der Stern ist das Symbol für Jesus Christus, der Licht in die Welt bringt. Im Original waren sie rot/weiß: rot wie

Blut, was Erlösung bedeutet, und weiß, die Farbe der Freude und des Lichtes.

✳ In DDR-Zeiten war es in Herrnhut genauso schwierig wie in anderen Gemeinden auch, aber die Gemeinschaft half und die weltweite Vernetzung.

✳ Die Brüdergemeinde steht heute dem Wehrdienst offen gegenüber. Das muss jeder selbst entscheiden.

✳ Die Brüdergemeinde ist demokratisch organisiert. Alle zwei Jahre findet eine Synode statt. Weltweit gibt es 29 Provinzen. Bischöfe (oder auch Bischöfinnen) werden auf Lebenszeit gewählt, haben aber keinen Sonderstatus, sondern vor allem einen seelsorgerischen Auftrag.

An Personal gibt es außerdem einen Hausmeister, eine Reinigungskraft, zwei Kantoren und die Pastoren Jill und Peter Vogt als Gemeindedienerepaar.

✳ Viele Bauten wurden am Ende des 2. Weltkriegs, genauer gesagt am 9. 5. 45, zerstört, auch der große Saal. Es wurde möglichst originalgetreu wieder aufgebaut. Die zentralen Gebäude – Grafenhaus, Witwenhaus, Gemeindesaal werden überall in anderen Herrnhuter Gemeinden nachgebaut.

✳ Die Pfarrer werden von der Direktion berufen. Der Gemeinderat macht alle 10 Jahre die Vorschläge. Die Pfarrer studieren Theologie und durchlaufen noch eine Zusatzausbildung.

Sie tragen nur bei Sakramenten einen weißen Talar, sonst wie die anderen Männer schwarzen Anzug, weißes Hemd und weiße Krawatte. Die Frauen sind sonntäglich schick angezogen, ohne besondere Kleiderordnung.

✳ Die Herrnhuter Missionshilfe ist ein Verein. Zurzeit gibt es 26 Projekte in Nicaragua, Surinam und Afrika.

✳ Die großen Fenster richten den Blick nach außen, der Saal ist dadurch lichtdurchflutet. Er bietet Platz für ca. 600 Menschen und beeindruckt durch seine Schlichtheit, die dabei hilft, die Gedanken auf das Wesentliche auszurichten. Die Betonung liegt dabei auf Gemeinschaft und Internationalität.

Die letzte Frage stellt Frau Vollprecht und beantwortet sie gleich selbst: „Was ist das Wertvollste hier im Saal? ... Das sind Sie hier.“ Zinzendorf sagte: „Menschen sind das, was den Saal bunt macht und schmückt“. Bleiben Sie behütet.

Zuletzt besuchen wir noch den „Gottesacker“ mit den schlichten, flach auf dem Boden liegenden Grabsteinen, reihenweise angeordnet in der Reihenfolge des Versterbens, denn alle Menschen sind vor Gott gleich. Jedes Jahr wird hier zu Ostern die Auferstehung Jesu gefeiert, in Verbundenheit mit den etwa 6.000 bereits verstorbenen Gemeindemitgliedern.

Ingrid Keil



# ZIRNGIBL

## Bestattungen

„vorsorgen“ Soll ich vorsorgen? Für diese und alle anderen Fragen stehen wir Ihnen kompetent zur Seite.

24 Stunden erreichbar! Tel: 0 81 51 / 36 14 0  
[www.zirngibl-bestattungen.de](http://www.zirngibl-bestattungen.de) | [info@zirngibl-bestattungen.de](mailto:info@zirngibl-bestattungen.de)

# Christentum im Pazifik

Seit Ende Juni bin ich zum zweiten Mal in Suva, der Hauptstadt von Fidschi, wo meine Tochter an der Pasifika Communities Universität für ein Jahr Theologie studiert.

Bevor meine Tochter hierherkam, wusste ich nicht, dass der Pazifik mit seinen 2000 bewohnten Inseln zu den am stärksten christlich geprägten Regionen der Welt gehört. In vielen Inselstaaten liegt der Anteil der christlichen Bevölkerung bei weit über 90 Prozent. Die Verteilung der Konfessionen ist dabei ein direktes Erbe der jeweiligen Kolonialmächte und der Missionsgesellschaften des 19. Jahrhunderts. Protestantische Kirchen stellen dabei eine Mehrheit von 40 bis 45 Prozent, gefolgt von der katholischen Kirche mit etwa 35 Prozent. In jüngerer Zeit gewinnen evangelikale und pfingstkirchliche Gemeinden an Bedeutung.

Insgesamt spielt die Kirche überall im Pazifik eine wichtige Rolle im Leben der Menschen. In jedem noch so kleinen Dorf steht eine Kirche, manchmal mit erstaunlichen Ausmaßen.

Ich habe zwei Dozenten der Universität zu Missionierung, Christentum und die indigenen Kulturen des Pazifiks befragt. Das erste Interview gibt aus den Augen eines Geschichtswissenschaftlers einen historischen Überblick, das zweite Interview spricht aus der indigenen und persönlichen Erfahrung heraus.



## Ein Interview mit Dr. Brian Philip Dunn

Zur Person:

Brian Philip Dunn ist kanadischer Staatsbürger, in Indien aufgewachsen und derzeit Dozent und Leiter des Fachbereichs Kirchengeschichte an der Pasifika Communities University in Fidschi. Er hat in Oxford in vergleichender Theologie promoviert.

### Wann und wie begann die Mission im Pazifik?

Die ersten katholischen Missionen (Dominikaner, Franziskaner, Jesuiten) erreichten Ende des 18. Jahrhunderts den Nordpazifik (Philippinen, Guam). Durch Reiseberichte des Weltumseglers Captain Cook vom Pazifikfieber angefacht, begann ab den 1770er-Jahren dann auch die protestantische Mission. Allen voran waren pietistische Bewegungen wie die Herrnhuter Brüdergemeine und John Wesleys Erweckungsbewegung, die in ihrer Bibeltreue einen besonderen Fokus auf den Missionsbefehl des Neuen Testaments legten. 1795 erreichte die London Missionary Society (LMS) erstmals Tahiti. Von Tahiti aus breitete sich das Christentum über Rarotonga (Cook-Inseln), über Tonga und Samoa und schließlich auch nach Fidschi aus. Entscheidend war dabei, dass der Großteil der eigentlichen Missionsarbeit von indigenen Inselmissionaren geleistet wurde, nicht von Europäern – ein Aspekt, der historisch bislang kaum erforscht ist.

Die vier großen Gründerkirchen sind Kongregationalisten, Methodisten, Presbyterianer und Anglikaner. Die deutschen Lutheraner aus Neuendettelsau begannen ihre Mission im späten 19. Jahrhundert in Papua-Neuguinea, damals Kaiser-Wilhelmsland.

### Wie gingen die Missionare mit den indigenen Glaubensformen um?

Die Strategien unterschieden sich stark: Manche Missionare verlangten den radikalen Bruch mit allem Alten (Zerstörung von Götterbildern und Tempeln). Häufig wurden alte heilige Objekte aber auch in neue christliche Zusammenhänge integriert – etwa Steine alter Kultstätten beim Bau christlicher Versammlungs-



Presbyterianer-Kirche  
1883 von Missionaren erbaut, Suva, Fiji



Ratau Cakobau Kirche  
mit zum Taufbecken  
umgewidmeten  
Tötungsstein, Insel Bau

häuser. Ein eindruckliches Beispiel: Auf der Insel Bau (Fidschi) wurde der Stein, auf dem früher Feinde rituell getötet wurden, nach der Annahme des Christentums durch Häuptlings Cakobau zum Taufbecken der Kirche. Auch muss man sehen, dass die in vielen pazifischen Dorfstrukturen gelebte Gemeinschaftsethik von gegenseitiger Fürsorge, Solidarität und Unterstützung der Schwachen sich mit christlichen Werten wie der Nächstenliebe deckte. Vergleichbar etwa der vorindustriellen agrarischen Gemeinschaftsethik Europas, die durch Industrialisierung und Aufklärung verloren ging. Bis heute ist sie in pazifischen Gesellschaften lebendig geblieben.

*Missionare genießen heute besonders in Europa keinen besonders guten Ruf.*

*Sie werden als die Zerstörer indigener Kulturen gesehen. Wie sehen Sie das?*

Anders als in westlichen postkolonialen Debatten üblich, äußern sich viele Menschen vor Ort – Taxifahrer, Marktverkäufer, Studierende – überwiegend positiv über die Missionare. Was ich oft gehört habe: „Die Missionare brachten die Bibel, die Kolonialmächte die Gewehre.“ Diese differenzierte, oft dankbare Sicht findet sich im postchristlichen Europa kaum wieder. Bei aller Kritik darf man nicht vergessen, dass Missionare häufig zu den lautesten Kritikern der Kolonialmächte gehörten. Sie setzten sich überall gegen das sogenannte „Blackbirding“ ein, bei dem junge indigene Männer zur Zwangsarbeit auf australische Zuckerrohrplantagen gewaltsam verschleppt wurden.

Und im Gegensatz zu den katholischen Missionaren verfolgten Protestantische Missionare das Ziel, dass Menschen die Bibel selbst lesen konnten. Dafür mussten zunächst rein mündliche Sprachen verschriftlicht werden – ein Prozess, der oft Jahrzehnte dauerte und ein tiefes Eintauchen in die jeweilige Kultur voraussetzte. Protestantische Missionsbewegungen richteten flächendeckend Dorfschulen ein, mit dem Ergebnis, dass heute im Pazifik, anders als in den meisten anderen kolonisierten Gegenden, die Menschen nicht nur ihre eigenen indigenen Sprachen als Muttersprache behalten haben, sondern auch die Alphabetisierungsrate im Pazifik zur höchsten der Welt gehört.

*Es existieren Missionarsbiographien aus dem 19. Jahrhundert mit Titeln wie „Ein Missionar unter Südseekannibalen“. Was hat es damit auf sich?*

Kannibalismus hat es gegeben, allerdings war die Praxis nicht so weit verbreitet und auf Häuptlinge und Krieger beschränkt. Es ging vor allem um das rituelle Aufnehmen der „Mana“ der spirituellen Macht eines besiegt Gegners, um einen Konflikt endgültig zu beenden und das spirituelle Gleichgewicht wiederherzustellen – andernfalls drohte eine endlose Spirale der Vergeltung. Auch Europäer galten als Träger besonderen „Manas“.

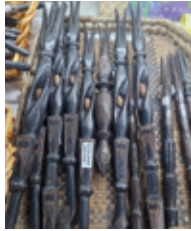
Das Europa des 19. Jahrhundert hatte eine ganz besondere Faszination für den Kannibalismus, ich vermute stark, dass die schaurigen Pazifik-Berichte des 19. Jahrhunderts auch als Projektionsfläche für die eigenen Schrecken der Industriellen Revolution dienten, die Verelendung der Fabrikarbeiter, Kinderarbeit, große Armut. Geschichten, durch die das eigene Grauen externalisiert werden konnte. Außerdem dienten diese Erzählungen über den Kannibalismus auch als willkommene Legitimierung, um Missionierung und Kolonisierung zu rechtfertigen.

*Aber tatsächlich wurden Missionare Opfer von Kannibalen, oder?*

Ja, zum Beispiel wurde der methodistische Missionar Thomas Baker 1867 in den fidschianischen Highlands getötet. Die spätere Hagiographie stilisierte ihn zum Glaubensmartyrer. Tatsächlich geriet er – gegen ausdrückliche Warnungen – in ein komplexes politisches Bündnisgeflecht zwischen rivalisierenden Häuptlingen.

Er wurde also aus politischen Gründen getötet, nicht weil er die Botschaft Jesu Christi überbrachte.

Vielerorts wird die kannibalistische Vergangenheit heute offen, teils sogar humorvoll thematisiert, so kann man in Fidschi überall Kannibalengabeln als Souvenir kaufen. Man steht im Pazifik überwiegend zu dieser Vergangenheit, sie ist Teil einer stolzen Krieger-Identität, die trotz Unterwerfung unter die Kolonialmacht nie ganz verschwunden ist.



Kannibalengabeln



Interview mit Aisake Casimira

Zur Person:

Aisake Casimira ist Dekan für "Strategic Visioning and Planning" an der Pasifika Communities University und auf der kleinen Insel Rotuma geboren, die heute politisch zu Fidschi gehört, aber knapp 500 km entfernt liegt und eine eigene Kultur und Sprache besitzt. Gemeinsam mit Upolu Luma Vaai, dem Leiter der Universität, ist er

Herausgeber bedeutender Werke wie ReStorying the Pasifika Household und The 'Whole of Life' Way, die pazifische Theologie und Philosophie neu denken und koloniale Narrative herausfordern.

*Woran haben die Menschen im Pazifik geglaubt, bevor das Christentum kam?*

Die Spiritualität der Pazifikvölker war immer kosmologisch geprägt, der Blick geht gewissermaßen immer nach oben, um niemals aus den Augen zu verlieren, ein Teil des Universums zu sein. Die Menschen sind verbunden mit dem Meer, den Pflanzen und Tieren, und der Mensch trägt dafür die Verantwortung.

*Wie gelang es den (weißen) Missionaren, die indigene Bevölkerung für das Christentum zu gewinnen?*

Als die Schiffe am Horizont auftauchten, wirkte das fast wie die Ankunft eines Erlösers vom Meer her. Als dann weiße Menschen, gelesen als zurückgekehrte Ahnen, von einer neuen Religion sprachen, wurde das als Teil der eigenen spirituellen Vorstellungswelt aufgenommen. Die Europäer trafen also auf eine bereits vorhandene „spirituelle Landkarte“ und „liefen direkt hinein“.

Vor dem Christentum kannten die Pazifikvölker keinen Gott in Menschengestalt, ihre Spiritualität war in der Weite des Ozeans verortet und das Leben folgte den Mustern, nach denen das Universum geordnet war. Das Christentum brachte dann die Vorstellung eines Wesens, das zugleich Mensch und Gott ist, dargestellt jedoch zunächst mit weißem Antlitz, wodurch „weiß“ mit „gut“ und „schwarz“ mit „schlecht“ gleichgesetzt wurde.

Damit sich die christliche Erzählung in den Herzen der Menschen hier im Pazifik verankern konnte, mussten frühere Vorstellungen dämonisiert werden, Vorstellungen, die über Jahrtausende gewachsen waren. Das ist Teil dessen, was man die koloniale Erfahrung nennt: Eine alte Geschichte wird durch eine neue ersetzt, indem erklärt wird, die alte sei nicht mehr gültig.

*Könnten Sie ein Beispiel für eine solche Dämonisierung nennen?*

Ein Beispiel ist das traditionelle Gebet: Vor dem Fischen oder dem Gang in den Wald wurde um Vergebung für jene gebeten, die an diesem Tag ihr Leben lassen würden. Dieses Gebet drückte Respekt aus und die Überzeugung, dass Mensch und Umwelt keine Gegner, sondern eins sind, das eine kann nicht ohne das andere existieren. Im christlichen Rahmen wurde diese Praxis als eine Art „Animismus“ gerahmt und dadurch in gewissem Sinne dämonisiert. Ursprünglich ging es darum, Leben zu respektieren: Wenn man einen Baum fällt, tut man das aus Notwendigkeit, bittet aber vorher um Erlaubnis und Vergebung. Die neue Er-



Friedhof, Levuka, Insel Ovalau



Dorkirche, Sava i, Samoa

Samoanischer Chor.  
Gottesdienst-PCU-SuvaGottesdienstbesucher-methodistische  
Dorfkirche auf Samoa

zählung des Christentums ersetzte das durch die Vorstellung, die Natur sei nichts weiter als eine Ressource, die man ohne Zurückhaltung nutzen dürfe, ohne das frühere Bewusstsein für Genügsamkeit, Zurückhaltung und Respekt gegenüber der Natur, die uns ernährt, die um uns und in uns ist.

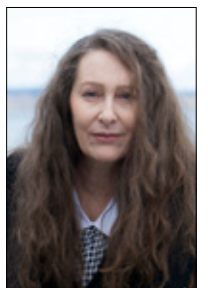
Das spiegelt sich auch in unserem Verständnis von Relationalität wider. Im samoanischen gibt es das Wort Va. Das Va ist der heilige Raum, indem Mensch, Natur und Göttliches interagieren. Alles ist miteinander verbunden, alles gehört zusammen. Kein Mensch kann etwas tun, kann etwas sein, ohne Teil einer Gemeinschaft zu sein.

*Die indigene Kultur im Pazifik ist in meiner Wahrnehmung sehr lebendig. Ich habe gelernt, dass christliche Missionare überall in der Welt indigene Kulturen zerstört haben. Wie sehen Sie das?*

Ich sehe es eher so, dass jede Epoche ihren eigenen Einfluss auf der „Reise“ der Pazifikvölker hatte. Diese Reise dauert für die Melanesier schon über 50.000 Jahre, für andere, wie die austronesischen Gruppen, rund 3.000 Jahre. Die Vorfahren der heutigen Polynesiern, ursprünglich „Lapita-Menschen“ genannt, wurden erst zu Polynesiern, nachdem sie Fidschi verließen und weiter nach Tonga, Hawaii und Neuseeland segelten. Die Lapita-Ära brachte spirituelle, landwirtschaftliche sowie soziale und politische Ordnungssysteme hervor, die sich mit späteren austronesischen Einflüssen aus Taiwan verbanden. Jede Geschichte trifft auf eine neue und wird um sie erweitert. Geschichten nehmen einander auf, und gleichzeitig gibt es immer auch Brüche.

Was die letzten 200 Jahre betrifft, ist das die Erzählung für unsere aktuelle Epoche. Aber diese Erzählung ist in gewisser Weise oberflächlich. Man kann sich das wie Fleisch bei einem Schwein vorstellen: Es gibt eine Fettschicht ganz oben, darunter eine weitere Schicht, und darunter erst kommt man zum eigentlichen Fleisch. Das Christentum bildet seit gut 100 bis 200 Jahren diese oberste Fettschicht, die Mitte darunter, das wirkliche Fleisch, ist nach wie vor indigen und nicht zerstört.

Das Christentum brachte den Glauben, dass Gott zugleich Mensch ist. Die westliche Theologie legt nahe, dass allein der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Wir Indigenen würden darauf antworten: Nein, nicht nur wir, auch die Vögel, Palmen, die Fische, das Meer. Alles, was innerhalb des eigenen Lebensraums existiert, Pflanzen wie Tiere, trägt das Ebenbild Gottes. Das steht meiner Ansicht nach nicht im Widerspruch zur Bibel, sondern spiegelt die über Generationen von unseren Vorfahren überlieferte Spiritualität wider. Die Annahme, die Bibel lehre, nur Menschen seien Gottes Ebenbild, ist für uns Indigene also nicht zutreffend. Insgesamt sehe ich die Ankunft des Christentums aber als Fortsetzung, nicht als Bruch mit der spirituellen Kontinuität unserer Völker. Gleichzeitig aber hat das Christentum und vor allem der Kolonialismus dem Pazifik in vielerlei Hinsicht eine neue Ordnung aufgedrängt, die Idee von Nationalstaaten beispielsweise. Als die pazifischen Inseln unabhängig wurden und selbst zu Staaten wurden, mussten wir die importierten Werkzeuge nutzen und uns anpassen. Werkzeuge dafür, wie man Gesellschaften organisiert, wie man Politik organisiert. Wir brauchten eine neue Wirtschaftsstruktur, eine neue Art, Wohlstand zu erzeugen. Diese Wirtschaftssysteme sind Werkzeuge, die nicht unbedingt unsere eigenen sind. Aber weil sie mit der Idee junger Nationalstaaten kamen, haben wir sie angenommen und haben seit 50 Jahren damit zu kämpfen.



Manuela Pecoraro

## Zur Volksreligion in Korea

Einige Beobachtungen zur Volksreligion in Korea, aus verschiedenen Reiseeindrücken 1982, 1986 und 2024 geschöpft, mit viel „Hörensagen“.



Reinigungsritual auf der Insel Jindo

Einiges erzählte meine aus Korea stammende Ehefrau noch in der ersten Zeit unserer Bekanntschaft. Ihre Familie war, von der Mutter her, christlich geprägt, aber der Vater wurde als Mathematiklehrer meist in die zentralen Gebirgsprovinzen versetzt. Wenn dort, so erzählte meine Frau, ein Kind krank war, holte man zur Heilung eine mudang, eine Schamanin, die dann über mehrere Stunden ein Tanzritual durchführte: lautes Getrommel, schrille Musik, flatternde Gewänder in grellen Farben, Geldscheine, die dabei ans Gewand geheftet wurden. Die mudang fiel in einen Zustand der Trance und schlüpfte in verschiedene Rollen,

etwa die eines Generals, der mit Schwertern um sich schlug. Sie konnte auch mit der Stimme Verstorbener reden. Irgendwie sollen die Kinder danach meist gesund geworden sein.

Die Verwandtschaft war von meinem Interesse an diesem Thema nicht gerade angetan. In den großen Buchläden besorgte ich mir einen Bildband (Alan Carter Covell: Shamanism in Korea). Zu sehen war etwa eine mudang, die in einer Tanzpose scheinbar unverwundbar ihre Lippen auf die scharfgeschliffene Schneide eines Schwertes presste. Oder ein westlicher Hotelmanager in hellgrauem Anzug, der bei der Einweihungsfeier eines Großhotels grinsend seinen Kotau vor einem großen, gebratenen Schweinskopf machte. Irgendwie hätte das Bild gut in Polanskis Film „Rosemary's Baby“ gepasst. – Dass solche Schweinsköpfe damals auf den großen Märkten am Süd- und Osttor der Stadt angeboten wurden, stützte meine Vermutung, dass solche Rituale in der koreanischen Metropole damals noch recht verbreitet waren. Man nennt sie „kut“.

Weitere Eindrücke gewann ich 1986 bei einer Reise an die koreanische Ostküste, zu der mich und meine Familie ein guter koreanischer Freund mit seiner Mutter einlud, die in diesem Ort, dem Verhalten der Einheimischen nach zu urteilen, großen Einfluss hatte – eine große, majestätische Dame mit dem Auftreten einer Gutsherrin. Ich habe niemals in meinem Leben so köstliche Meeresfrüchte gegessen wie in diesem Fischerdorf: kräftige rote und schwarze Seegurken mit Pocken und Widerhaken, frische Austern, eine Art Spaghetti aus schmalen Quallenstreifen mit Meerrettich, aufgebrochene Seeigel, aus denen man das Gelbe herauslöffeln konnte wie aus einem Ei. Die Muscheln zappelten noch beim Kauen, und meine empfindsamen Töchter schlugen mich fast. Dazu tranken wir soju, einen milden Reisschnaps, auch die Frauen. Im Tagebuch steht:

Abends unterhalten wir uns dann lange beim Mondlicht über die schamanistischen Rituale, die hier in der Volksreligion noch sehr lebendig sind. Das mag mit den Unsicherheiten der Seefahrt zusammenhängen.

Eine berühmte Geschichte spielt in Kangneung. Dort war ein junger Bräutigam vom Fischen nicht mehr heimgekommen, und die Braut nahm sich danach das Leben.

Darauf kam ein Fischer nach dem anderen um – es war wie verhext. Der Fluch löste sich erst, als ein kleiner Tempel mit einem „männlichen Symbol“ (= Lingam) aufgebaut und ein reinigender „kut“ durchgeführt wurde.

Der „kut“ ist vor allem nötig, um die Geister von Toten zu besänftigen, die ihr Lebensglück nicht hatten finden können. Besonders gefürchtet, so die Erzählung, waren die Geister von unverheiratet gestorbenen Jungfrauen. – Um eine Form der Versöhnung zu finden, wurden auch Hochzeitsrituale zwischen Verstorbenen vollzogen. Dies geschah beispielsweise, als am 1.9.1983 ein koreanisches Verkehrsflugzeug von sowjetischem Militär über Sachalin abgeschossen wurde, was 269 Todesopfer forderte.

Tags drauf führt mich unser Hauswirt zu einer Stelle, wo der „kut“ des Ortes durchgeführt wurde. Zwei schlichte Holztempel mit leicht verziertem, glattem, frisch erneuertem Blechdach. Ein mit Steinen umfriedeter Tempelbezirk. Der plattgestampfte Boder ist übersät mit den Kronkorken von Soju-Flaschen. Das Publikum der Zeremonie isst und trinkt offenbar ausgiebig, sodass viele nachts den schmalen, steilen Abstieg ins Dorf nicht mehr schaffen.

In der nächsten Woche war ich mit meiner Frau am Hui-Bang-Tempel im Zentralgebirge unterwegs. Aus einem kleinen Schuppen im Außenbereich des Klosters hörten wir den monotonen Klang von Schellen und einem Tamburin. Offenbar war gerade ein „kut“ im Gang. Wir traten näher. Eine Frau in westlicher, dunkelgrauer Kleidung mit kleinen bunten Punkten tanzte ernst und konzentriert und schwang dabei eine Art weißen Staubwedel, eine andere schlug dazu eine Trommel, die scheppernde Schellen säumten. Vor ihnen stand eine Mutter mit ihrem vielleicht elfjährigen Sohn, der etwas verstört schaute und um den sich das Ritual wohl drehte. Sehr ernsthafte, beruhigende vibes gingen von den Heilerinnen aus, die sich auch auf mich übertrugen.

Bei einer anderen Form des „kut“ waren meine Frau und ich im März 2024 sogar Publikum, und zwar durch Vermittlung eines guten Freundes. Das Ritual fand auf der zwischen Korea und Japan gelegenen Insel Jeju (sprich: Dschedschu) statt, die für ihre männlichen Schamanen berühmt ist, die „mansu“ genannt werden. Dieser „mansu“ paktierte sein Tanz- und Musikritual über mehrere Stunden, unterstützt und zeitweise abgelöst von einer weiblichen Helferin. Die Zeremonie wird regelmäßig im Frühling abgehalten. Sie soll einen guten Fischfang sichern sowie Unheil von den Fischern und Taucherinnen abhalten, für die diese Insel besonders berühmt ist. Die Namen von Booten und Taucherinnen waren auf bunte Papierfahnen geschrieben. Der „mansu“ trug weite weiße Hosen, ein kräftig blaues Gewand, ein leuchtend rotes und gelbes Überkleid und einen hohen schwarzen Hut, gesponnen aus Pferdehaar. Eine würdige Person in den mittleren Jahren, die mich teils an Humphrey Bogart, teils an einen Torero denken ließ. Manchmal trat die Musik auf der Stelle, dann steigerte sie sich zu furiosestem Krach, zu Kreis- und Wirbeltanz. Weiße Papierbündel verkörperten die Geister der Verstorbenen, und der „mansu“ sprach weinend und schluchzend mit ihrer Stimme. Manchmal verharrte er zitternd in einer Art Kampfstellung, Geister oder Götter voll aggressiver Kraft mit Tanz und Stimme

verkörpernd. Die Helferin des Schamanen nahm immer wieder einen Schluck aus einem Becher und spuckte daraus einen kleinen Sprühregen über die Tanzmatte. Das sollte, wie man mir sagte, symbolisch der Reinigung dienen. Mein Freund verbeugte sich sehr höflich und opferte auch etwas Geld. Das Publikum war insgesamt eher touristisch, und klickende Handys verdeckten die Gesichter.

Abends, in einem Fischlokal, trafen wir das gesamte Team des „mansu“, die Tänzerin, Instrumentalisten und einen Sänger. Der „mansu“ lud unsere gesamte Gruppe zu sich an den Tisch. Er erzählte, wie mir übersetzt wurde, von seiner Initiation. Er hatte 14 Tage hintereinander einen „kut“ absolvieren müssen, danach fiel er für drei Tage in einen todesähnlichen Zustand. Das war seine Berufung.

Gegenüber diesen alten religiösen Formen, mit den Stationen des Lebens umzugehen, entwickelte ich allmählich einen gewissen Respekt. Der Schamanismus hat die Koreaner wohl auf ihrer Wanderung von Nord- und Zentralasien bis in die Gegenwart begleitet. Vom Buddhismus, der das Land im 7./8. Jh. nach Christus erreichte, wurde er integriert. Dem „Berggeist“ dieser Volksreligion wird in den großen Klöstern ein Tempel zugestanden. Um 1450, mit der Yi-Dynastie, setzte sich die religiös-philosophische Lehre des Konfuzianismus in den städtischen Machtzentren durch. Der Buddhismus wurde in abgelegene Bergklöster, der Schamanismus in Dörfer und Randzonen verdrängt. Die noch vor 1900 einsetzende und in Korea sehr erfolgreiche christliche Mission hatte wenig für den Schamanismus übrig und betrachtete ihn als „Teufelswerk“. Erst in den letzten Jahren wird er wieder geschätzt – als Teil des kulturellen Erbes und als Aufwertung vormals verachteter Randgruppen.

Wenn sich Geisterglaube mit der Vorstellung verbindet, dass jedes Mitglied der Gesellschaft den Anspruch auf ein erfülltes Leben hat, könnte das vielleicht auch eine frühe Garantie von Menschenrechten sein. Auch die Vorstellung von stellvertretendem Leiden für die Gemeinschaft, von Himmelfahrt und Reise in die Unterwelt ist etwa dem sibirischen Schamanismus nicht fremd. Das lässt sich Mircea Eliades Buch „Schamanismus und archaische Ekstasetechnik“ entnehmen. Überhaupt lassen mich meine Erlebnisse in Korea an einen Satz denken, den der Theologe Friedrich Wilhelm Graf in seiner „Predigt am Sarg von Jürgen Habermas“ äußerte und der sich auf dessen Interesse am Thema Religion bezieht: „Religiöse Symbole seien zwar irrational und stünden in unaufhebbarer Spannung zum Wissen. Aber keineswegs seien sie in ihrer Irrationalität per se unvernünftig. Man dürfe nicht ausschließen, dass in Glaubensvorstellungen Vernunftgehalte inkarniert seien“ (FAZ, 1.4.26).



Ernst Quester

## Die Religion der Kelten

Schon seit meiner Jugend hat mich die Kultur der Kelten fasziniert. Zunächst natürlich ihre Mythologie, die Artussage und die geheimnisvolle Welt der Druiden. Später las ich über die unglaublichen Ausgrabungen keltischer Kunst- und Kultgegenstände, deren Zahl unendlich zu sein scheint. Inzwischen sind es die keltischen Sprachen, die mich beschäftigen.

Die Hochzeit der Kelten umfasst einen ungefähren Zeitraum von 1000 Jahren, zwischen 500 v. Chr. und 500 n. Chr., wobei man zwischen sogenannten Inselkelten und Festlandkelten unterscheidet. Auf den eher abgeschiedenen britischen Inseln kamen diese Volksstämme später an, hielten sich dort in ihren Eigenheiten aber auch länger. Die Kelten sind ein indogermanisches Völkergemisch, das aus dem asiatischen Raum, aus Indien, kam und ganze Landstriche von Kleinasien bis auf die iberische Halbinsel, von Norditalien bis in den Süden Dänemarks und die britischen Inseln besiedelte. Wenn man sich diese Ausbreitung vergegenwärtigt, kann man sich unschwer vorstellen, dass es keinen einheitlichen keltischen Staat gegeben haben kann. Dennoch war ihre Gesellschaftsordnung überall hierarchisch aufgebaut, allerdings mit lokalen Herrschern im weltlichen wie im geistlichen Bereich, und wies dabei doch innerhalb der Stämme viele Gemeinsamkeiten auf. Ebenso zeigt die Entwicklung der keltischen Sprachen deutliche Ähnlichkeiten.

Aber wie hielten es die Kelten mit der Religion, und gab es überhaupt eine einheitliche Religion?

Von der Keltologie wird diese „als Summe der Institutionen, Riten oder Zeremonien zu bestimmten, den Göttern oder den Verstorbenen gewidmeten Anlässen bezeichnet, die bei den Kelten vor der Christianisierung bestanden.“

Da allerdings, wie oben beschrieben, unter den Stämmen keine einheitliche Kultur und Politik betrieben wurde, sind auch Mythologie und Religion keine geschlossene Einheit.

Es gab wohl an die 400 Gottheiten, die die Kelten verehrten, zahlreiche lokale Götter, aber auch gemeinsame überregionale Gottheiten. Erstaunlicherweise waren Muttergötter im gesamten keltischen Raum anzutreffen, wohingegen sich Vatergötter nur selten benennen lassen. Wie sich die Kelten ihre Götter vorstellten, ist nicht eindeutig bekannt. Allerdings scheint eine Vermischung aus Mensch und Gott zu bestehen, wie aus unterschiedlichsten gefundenen Kultbildern ersichtlich wurde. Die Müttergöttinnen, einige Namen sind bekannt, (Danu, Morrigan, Nemain, Ernmas), wurden oft als Triaden dargestellt und galten als Fruchtbarkeits-, Heil- und lokale Stammesgottheiten. Männliche Götter (Teutates, Lugh, Dian Cecht, Cernunnos) wurden als Handwerksgötter, Kriegs- und Todesgötter oder „der gute Gott“ verehrt.



Clonmacnoise in Irland

In der Ausübung ihrer Religion hatten alle Kelten bestimmte Eckpunkte: die heilige Zeit, den heiligen Ort, kultische und magische Verrichtungen, Opfer, Gebet und die Weissagungen, Totenkult sowie die Menschen, die diese Handlungen vollzogen: Druiden, Druidinnen, auch Priesterinnen genannt, Seher und Barden. Allen gemeinsam ist, dass sie ihr Wissen konsequent nur mündlich weitergaben!

Da es darum überhaupt keine schriftlichen Aufzeichnungen der frühkeltischen Zeit gibt, ziehen die Forscher ihre Schlüsse aus inselkeltischen Sagen und Mythen, archäologischen Ausgrabungen und vor allem auch aus schriftlichen Berichten griechischer und römischer Autoren (Caesar, Tacitus). Vor allem letztere beschrieben in drastischen Worten die barbarischen, blutrünstigen Riten der Kelten. Und man hat in der Tat an sogenannten heiligen Orten Hinweise auf Tier- und Menschenopfer gefunden. So wurde nach neuesten Forschungsergebnissen die Fundstätte bei La Tène, die der wichtigsten Epoche der Keltenzeit den Namen gab, als Kult- und Opferstätte angesehen. Eine zentrale Rolle bei den Blutopfern spielte der Kessel! Es wird beschrieben, dass Druiden/Druidinnen Kriegsgefangenen über einem Kessel die Kehle durchschnitten, um dann in dem Fluss des Blutes die Zukunft zu sehen. Ebenso werden Tier- und Sachopfer im Zusammenhang mit einem Kessel erwähnt. Insbesondere nach kriegesischen Aktivitäten soll es derartige Opferschauen gegeben haben (Tacitus). Menschenopfer nehmen bei den Berichten von Griechen und Römern einen großen Raum ein, sind aber wissenschaftlich kein Beweis dafür, dass diese in tatsächlich übermäßigem Ausmaß stattfanden. Sie spiegelten wohl eher das bekannte eigene barbarische Verhalten wider.



Kessel von Gundestrup, Dänemark

Anders sah es aus mit dem „Kopfkult“ der Kelten, der in dieser Form im damaligen Europa einzigartig war. Der Kopf bedeutete für sie den Menschen an sich, der entweder besiegt wurde oder geehrt werden musste. Daher wurden menschliche Schädel sowohl von feindlichen Kriegerern als auch von eigenen Herrschern an Kultorten aufbewahrt, wie vielfältig bei Ausgrabungen zu finden war.

Ebenso spannend sind auch Funde von Miniaturplastiken kranker Körperteile und Gottheiten aus Terrakotta oder Wachs sowie goldene Halsringe, Schwerter und andere metallenen Gegenstände, die in „heiligen Quellen“ geopfert wurden, auch zu bestimmten Zeiten.

Die „heilige Zeit“ richtete sich nach den Sonnenwenden, Tagundnachtgleichen und Mondphasen. Bei diesen Festen wurde der ständige Wandel der Natur gefeiert. Samhain (31.10./ 1.11.), das wichtigste Fest der Ahnenverehrung, Imbolc (1.2.) das Fest des Lichtes, Ostara (20.3.) das Fest der Fruchtbarkeit, Beltane (30.4./1.5.) das Fest der Lebensfreude und Lughnasadh (1.8.) das Erntefest, das zu Ehren des Gottes Lugh gefeiert wurde. Bei allen diesen Festen verbrannte man heilige Kräuter als Reinigungs- und Schutzritual. Alle diese kultischen Tätigkeiten waren den Druiden/Druidinnen vorbehalten, die mit dem jeweiligen Opfer und Ritualen einen ihrer Götter anriefen, um dessen zukünftigen Willen vorauszusagen und ihm zu huldigen oder aber auch die Zukunft ganz allgemein zu sehen.

Die im 18. und 19. Jahrhundert aufkommende Keltomanie verortete derartige Rituale gerne ideologisch an Megalithstätten, wie z.B. Stonehenge, eine Denkweise, die sich bis heute hält. Bisher gab es jedoch keinen einzigen wissenschaftlichen Nachweis dafür, zumal diese Monumente tausende Jahre früher entstanden. Die Kelten glaubten an ein Leben nach dem Tode und hatten daher auch wohl keine Angst vor dem Tod.

Einerseits waren sie sich sicher, dass ihre Seelen weiterlebten, eventuell in anderen Körpern. Andererseits waren sie des festen Glaubens, dass die Götter sie durch einen Nebel in die Anderswelt holen, wo sie ein immerwährendes Bankett erwartete.



Irisches Hochkreuz in Dietkirchen



Keltischer Grabstein

Wir wissen immer noch zu wenig über die Kelten, und vieles bewegt sich nach wie vor im Bereich der Spekulation. Immer wieder gibt es neue Ausgrabungen und Erkenntnisse, die bereits bekannte „Wahrheiten“ widerlegen. Viele der Informationen wurden vor allem, durch inselkeltische Mythen und Sagen tradiert, und manche Bräuche (siehe Heilige Zeit) halten sich bis heute. Die Christianisierung der Inselkelten ist langsam und individuell vorangeschritten und hat einige „heidnische“ Riten integriert, individuell, so wie auch die keltische Religion der einzelnen keltischen Völkerstämme war. Besonders die Iren haben in dieser Zeit kunstvoll verzierte Schriften und Zeichnungen hinterlassen (Book of Celts, Trinity University of Dublin) und bemerkenswerte Steinkreuze, die heute noch überall im Lande zu sehen sind.



Dr. Gunhild Kilian-Kornell

Quellen: Harald Haarmann: Auf den Spuren der Indoeuropäer,  
Bernhard Maier: Lexikon der keltischen Religion und Kultur sowie Die Religion der Kelten;  
Angus Konstam: Das Vermächtnis der Kelten;  
Martin Kuckenburg: Die Kelten



## WELTLADEN I STARNBERG

**Vielfältig, Engagiert. Für eine gerechte Welt.**

### Fairschenken und Fairändern

Ansprechendes Kunsthandwerk und hochqualitative Lebensmittel, unter menschenwürdigen und fairen Arbeitsbedingungen hergestellt.

Gewinnausschüttung des Weltladens für karitative Projekte.

Wir freuen uns auf Sie in der Kaiser-Wilhelmstr. 18 neben der Evang. Kirche oder online unter [www.weltladen-starnberg.de](http://www.weltladen-starnberg.de)

Sie möchten bei uns ehrenamtlich mitarbeiten? Kommen Sie gerne im Laden vorbei!

# Verflucht sei Haman, gelobt sei Mordechai!

## Ein Ausflug in das jüdische Purim-Fest

Im jüdischen Kalender finden sich viele Festtage. Eines der weniger bekannten Feste ist Purim. Purim ist ein Freudenfest. Wein fließt in Strömen, Musik spielt in Synagogen, und auf den Straßen verkleiden sich die Menschen wie bei uns zu Karneval.

Das freudige Fest hat allerdings einen ernsten Hintergrund: An Purim erinnert man sich an die Geschichte des Buches Esther. Es erzählt die Geschichte, wie das jüdische Volk während der babylonischen Gefangenschaft in Mesopotamien (5. Jh. v. Chr.) vor der vollständigen Vernichtung bewahrt wurde.

Die schöne Waise Esther wird unter Geheimhaltung ihrer jüdischen Herkunft vom persischen Königs Ahasuerus zur Frau erwählt. Als Esthers Cousin Mordechai sich eines Tages weigert, vor dem Großwesir Haman niederzuknien, beschließt dieser aus Rache, das ganze jüdische Volk auszulöschen. Haman überredet den persischen König, ein Dekret zu verkünden, dass am 13. Tag des 12. Monats die jüdische Bevölkerung vogelfrei würde und von jedem getötet werden dürfe. Ester erfährt von diesem Plan und kann den König umstimmen. Letztendlich wird das Dekret widerrufen und Haman landet schließlich am Galgen. Bis heute gilt Haman mit seinem Genozidvorhaben als Symbol für Judenfeindlichkeit.

An Purim wird nun aus Dankbarkeit für die Errettung des jüdischen Volkes ein Freudenfest gefeiert. Dazu gehört, dass man sich gegenseitig mit Essen und Getränken beschenkt und Gaben an Arme gegeben werden. An Purim ist es verboten, zu fasten oder Trauerreden zu halten.

2022 ging ich für ein Jahr als Austauschstudentin nach Jerusalem.

Während Purim, Anfang März 2023, gehe ich mit einer Freundin in die Synagoge. Es wird aus der Torah die Esther Rolle gelesen und gesungen. Es könnte ein Gottesdienst sein wie jeder andere, nur: heute sitzen alle verkleidet in den Bänken. Die Rabbinerin begrüßt uns in 101 Dalmatiner Outfit, hinter ihr steht Peter Pan und stimmt noch seine Gitarre, daneben richtet eine Mutter die Löwenmähne ihres Kindes. Das Schöne ist hier: Alle verkleiden sich, ob jung oder alt. Ich sehe einen ganz kleinen Jungen im Kükenkostüm, eine Teenagerin als Cowboy und zwei alte Frauen mit bunten Perücken. Mein Highlight: eine Frau kommt als Gemüse verkleidet, trägt ein Kleid mit Gemüsesorten-muster, hat sich eine Kette um den Hals gehängt, an der sie kleine Karotten aufgefädelt hat (echte!) Und statt einer Feder steckt an ihrem Hut ein Salatblatt. Purim ist auch, dass sich jüdische Menschen als andere jüdische Menschen verkleiden: Liberale Männer verkleiden sich als Ultraorthodoxe samt angeklebter Schläfenlocken, Jüdinnen kommen als Nonnen oder als Muslime verkleidet.

Während noch vereinzelt Menschen hineinkommen, singt die Band schon ein Lied, eigentlich nur die Wiederholung eines Satzes. Ich verstehe nur die Wortfetzen „Wer eintritt... Freude“. Diesen Satz singen sie immer wieder, und die Rabbinerin geht in der Gemeinde herum, reicht das Mikrofon an alle, die singen wollen. Und sie singen – und wie sie alle singen!



Traditionell wird am Gottesdienst von Purim die Esther-Rolle ganz gelesen. In unserer Synagoge geht es vorher mit dem Abendgebet los. Aber: im Disneyformat. Die Texte des Gebetes werden also statt wie sonst in jüdischen Melodien mit den Melodien von Disney-Liedern gesungen. Von die Schöne und das Biest über die Eiskönigin bis zu Arielle – alles ist dabei. Das wäre etwa so, als würden wir auf einmal das Vaterunser oder „Stille Nacht, Heilige Nacht“ auf die Titel-Melodie von „König der Löwen“ singen. Es ist absurd und schön. So viel Mut, sich selbst nicht zu ernst zu nehmen. Alle singen voller Inbrunst mit. Die Freude ist mit Händen zu greifen, erfüllt den ganzen Raum. Vor mir kniet jemand im Gebet versunken (mit blauer Perücke auf dem Kopf).

Danach beginnt die Lesung, heute eben in Verkleidung. Und jedes Mal, wenn der Name Haman fällt, buht, trampelt, trötet und rasselt die Gemeinde. Viele bringen dafür traditionelle Ratschen mit. Erst wenn wieder Ruhe eingekehrt ist, darf weitergelesen werden. Alle sind heute aufgeregt, einige schon betrunken, denn um die Freude wirklich auszuleben, gibt es an diesem Tag sogar ein Gebot, so viel Wein zu trinken „bis man nicht mehr unterscheiden kann zwischen ‚verflucht sei Haman‘ und ‚gelobt sei Mordechai‘“.

Wir besuchen auch Mea Shearim, das Viertel der Ultraorthodoxen. Und selbst hier, wo sonst alles so streng wirkt, sind die Menschen verkleidet. Zugegebenermaßen sind es hier vor allem Kinder, die wir in Kostümen sehen. Aber nicht ohne Humor. Viele der Kinder sind als Erwachsene verkleidet. Manche mit grauer Perücke, Brille und Stock, andere tragen die traditionelle Bekleidung für ultraorthodoxe verheiratete Männer samt Stremel (Fellhut) und weißen Socken. (Schwarze tragen nur unverheiratete). Andere laufen als Napoleon, Palästinenser oder sogar als ganzes Land Israel herum. Political Correctness? Die gibt's hier an Purim nirgendwo.

Wir laufen weiter, aus Mea Shearim heraus und in die Jaffa-Straße, die Hauptstraße Jerusalems. Hier wird aufgefahren, was nur geht. Es ist ein riesiges Spektakel. Gegen das, was hier läuft, kann der Karneval von Köln vermutlich einpacken. Giraffen kreuzen den Weg von laufenden Gemälden, ein Stadttor grüßt, ein Elefant springt herum und Zirkusshows werden aufgeführt. Überall spielt Musik. Jerusalem ist so ausgelassen wie sonst nie. Eine Atempause für das gebeutelte Land. Für einen Tag.

Purim ist wohl das lustigste, verrückteste und kreativste jüdische Fest, das ich erleben durfte. Gelobt sei Mordechai! Und dieser Mut, mit Humor alle Grenzen aufzuheben.

# Auch diese sind Abrahams Kinder

## Begegnungen mit Ismael

Irgendwann war dem alternden Abraham die Hoffnung verloren gegangen. Die Hoffnung auf Gottes Verheißung, ihn zum Stammvater eines großen Volkes zu machen. Seine bis dato kinderlos gebliebene Frau Sara reagierte und führte ihrem Mann die ägyptische Sklavin Hagar zu, um doch noch für Nachkommen ihres Mannes zu sorgen. Und so erblickte Ismael das Licht der Welt (Genesis 16, 1ff.). Abrahams Erstgeborener, der (ebenfalls mit der Zusage, zu einem großen Volk zu werden) zum Stammvater der Araber werden sollte und bis heute im Islam als Erbauer der Kaaba in Mekka (Sure 2, 125ff.) und direkter Vorfahre des Propheten Mohammed verehrt wird.

Gott erfüllte dann bekanntlich doch noch seine Verheißung. Sara gebar ihrem Abraham in hohem Alter den Isaak, der neben seinem Vater und seinem Sohn Jakob zu einem der drei großen Erzväter des Judentums wurde. Als aus diesem wiederum das Christentum hervorging, griff Paulus die Geschichte von Hagar und Ismael noch einmal auf, um im Gegensatz von Knechtschaft (Hagar/Ismael) und Freiheit (Sara/Isaak) den Kontrast von altem und neuem Bund zu verdeutlichen – und gleich noch dahingehend weiter zu schreiben, dass die Verheißung inzwischen vom Judentum auf das Christentum übergegangen sei (Galater 4, 21ff.). Worauf sich der christliche Antijudaismus in den folgenden 2.000 Jahren dann mit allen furchtbaren Konsequenzen für Jüdinnen und Juden berufen hat.

Wie nah sind wir uns doch in unseren Wurzeln. Und wie fern sind wir uns auch heute noch immer. Daran hat unsere globalisierte Welt zwar insofern etwas geändert, als dass die Zahl von Menschen, die sich in Deutschland dem Islam in all seiner bunten Verschiedenheit zurechnen, von wenigen hundert Personen in den 1960er-Jahren auf heute



Straße in Bethlehem mit Kirche und Moschee



Wandausschnitt der restaurierten Synagoge im Museum in Damaskus



Christliche Kirche in der Niniveh-Ebene im Nordirak, die vom IS beschossen wurde

über sechs Millionen angewachsen ist. Etwa 13.000 Frauen, Kinder, Männer sind es beispielsweise im Landkreis Starnberg heute. „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen“ – soweit, wie es Goethe im „West-östlichen Divan“ (1819) formuliert, sind wir sicher nicht. Aber muslimisches Leben ist inzwischen ein fester Bestandteil unseres Landes, der bleiben und weiter an Präsenz gewinnen wird.

Beruflich und privat habe ich immer wieder grenzüberschreitende und berührende Begegnungen mit Musliminnen und Muslimen geschenkt bekommen. Im fernen Tatarstan fragte mich ein Sunnit erstaunt, wie wir unsere Eltern im Alter in Heime abgeben könnten, wo die Fürsorge umeinander uns allen doch von Gott aufgetragen sei. In Oberägypten berichtete mir ein koptischer Priester von muslimischen Nachbarn, die in den Trümmern seiner bei einem Anschlag zerstörten Kirche ein Banner „Nicht in unserem Namen!“ gehängt und beim Wiederaufbau geholfen haben. Im Westjordanland hörte ich einen gemischten Chor aus Juden, Christen und Muslimen singen, die über alle inneren und äußeren Grenzen hinweg das Gemeinsame als Kinder Abrahams musikalisch bezeugten. In den Flüchtlingscamps im Libanon halfen Muslime selbstverständlich Christen und umgekehrt. Überzeugen durfte ich mich im Irak, wie ernsthaft das Ringen um Aussöhnung unter den Religionen nach den grausamen Taten der Terrormiliz IS von schiitischen Vertretern betrieben wird. Jüngst in Syrien beeindruckte mich, wie liebevoll eine jüdische Synagoge aus dem 2. Jahrhundert im staatlichen Museum von Muslimen restauriert und bewahrt worden ist. Muslimisches Leben gibt es natürlich auch direkt vor unserer Haustür. Ein lebendiges Kulturzentrum mit Moschee in Starnberg an der Weilheimer Straße, das jährlich zum gut besuchten Tag der offenen Tür einlädt. Und als „Bayerisches Bündnis für Toleranz“ haben wir gerade einer beeindruckenden jungen muslimischen Gymnasiallehrerin in München einen Toleranzpreis für ihr segensreiches Wirken im interreligiösen Dialog verliehen.

Doch Hand aufs Herz – wie viel wissen wir hier, bei uns, wirklich voneinander? Wie viel wollen wir voneinander wissen? Die Fremdheit und das Unwissen sind auf beiden Seiten noch immer enorm. Diskutiert wird viel über Bring- und Holschuld. Doch gesprochen, wirklich gesprochen miteinander wird eher selten. Dabei hätten wir uns gegenseitig so viel zu erzählen. Auch über unsere religiösen Wurzeln, die so viel Gemeinsames haben, wenn wir nur bereit sind, näher hinzuschauen. Die Geschichte von Hagar und Ismael ist nur eines von vielen Beispielen.

Lasst uns mehr Miteinander wagen. Aufeinander zugehen. Interesse füreinander entwickeln. Unsere Augen, Ohren und Herzen weiter öffnen. Als Sara endlich ihren eigenen Sohn geboren hatte, schickte sie Hagar mit ihrem Ismael buchstäblich in die Wüste. Doch Gott ließ die Sklavin mit ihrem ersten Sohn des Abraham nicht aus dem Blick. Als Ismael zu verdursten drohte, öffnete er Hagar die Augen für eine Wasserquelle, und beide wurden gerettet. Voll Dankbarkeit bekannte die Ägypterin: „Du bist ein Gott, der mich sieht!“ (Genesis 16, 13). Wer sollte uns hindern, es ebenso zu tun?

Philipp Hildmann

# Neues aus dem Kirchenvorstand

Johanni liegt hinter uns, die großen Feste auch, vor uns von den 25 Trinitatissonntagen noch 19, (Stand 15. Juli), bevor wir mit dem Ewigkeitssonntag auch dieses Kirchenjahr beschließen werden. Die Höhepunkte des Kirchenjahres und drei festlich-fröhliche Konfirmationsgottesdienste haben uns als Kirchenvorstand, aber auch die Gemeinde, die intensiv mitgefeiert hat, be-seelt, be-geistert und in dem Wissen gestärkt, dass Glaube keine Privatsache ist, sondern nur als Gemeinschaft ge- und erlebt und gefestigt werden kann.

Dem gegenüber gestellt sind die letzten Sitzungen des Kirchenvorstands, die uns zeigen, wie sehr sich – den Zwängen der Zeit geschuldet – die Arbeit eines Kirchenvorstands heute mit profanen, praktischen und betriebswirtschaftlichen Fragestellungen befassen muss, während der Wunsch nach Vertiefung des geistlichen Auftrags das ein oder andere Mal hinten angestellt werden muss. Ein erheblicher Teil unserer Beratungen galt erneut den Finanzen. Haushaltsfragen, Bauunterhalt, steigende Kosten, notwendige Investitionen sowie die wirtschaftliche Zukunft unserer Gebäude beschäftigen uns regelmäßig. So wurden unter anderem die Jahresrechnung beraten, Fragen rund um den Gemeindeverein, Haushalt, Vermietungen sowie die Finanzierung laufender und künftiger Baumaßnahmen behandelt. Auch die Anpassung der Kindergartenbeiträge ließ sich angesichts steigender Kosten nicht vermeiden. Hinzu kommen zahlreiche Themen aus dem Bereich Bau und Technik, die von dem Blitz- und Überspannungsschutz (weil wir auch als Kirchengemeinde nicht nur auf himmlischen Beistand vertrauen dürfen) bis hin zu Instandsetzungsmaßnahmen der Orgel, kleinere Sanierungen und technische Fragen reichen. Manchmal nehmen organisatorische und finanzielle Fragen deutlich mehr Raum ein als die geistlichen Themen, die den Mittelpunkt kirchlichen Lebens bilden und uns Ehrenamtliche zu unserem Engagement eigentlich motivieren.

Umso erfreulicher ist es, dass aber auch positive Entwicklungen sichtbar werden. Die Zusammenarbeit mit unseren katholischen Brüdern und Schwestern entwickelt sich weiterhin erfreulich. Gemeinsame Veranstaltung und Begegnungen zeigen, dass Ökumene nicht nur ein Schlagwort bleibt, sondern ganz praktisch gelebt wird. Gesprächsabende, gegenseitige Einladungen und weitere ökumenische Begegnungen sind dafür schöne Beispiele.

Auch die Kirchenmusik bleibt uns im Kirchenvorstand ein wichtiges Anliegen. Musik verbindet Menschen und prägt das Gemeindeleben in besonderer Weise, ist Ausdruck des Gottes Lobes. Die Hoffnung, die weiterhin vakante Kantorenstelle, auf die Hälfte reduziert, künftig wieder zu besetzen, schwindet. Wir werden auf Koordination, Improvisation, Kooperation und Ehrenamt setzen müssen. Der Chor unter der Leitung von Prof. Frieder Lang in Pöcking mit einem wunderbaren Konzert zum 350. Todestag von Paul Gerhardt auf der einen Seite, der Konfirmandenelternchor, aus dem der Seestimmen-Chor wurde, und auch der beliebte Gospelchor auf der anderen Seite sind klingende Beispiele diese Entwicklung.

Ein weiterer Schwerpunkt unserer Arbeit liegt in der Planung der Aktivitäten des Gemeindelebens: Gemeinde-Sommerfest, Gemeindeausflug, das neue Konfirmandenjahr sowie zahlreiche Gottesdienste und Veranstaltungen, z.B. auch aus unserer Reihe „Jüdisches Leben in der Region und darüber hinaus“ wollen vorbereitet werden. Dahinter steht ein gemeinsames Ziel: Menschen für unsere Gemeinde zu gewinnen und sie einzuladen, sich einzubringen. Gerade angesichts rückläufiger Mitgliederzahlen ist es wichtiger denn je, Kirche als offenen Ort der Begegnung zu gestalten. Besonders erfreulich ist deshalb,

IST'S MÖGLICH, SOVIEL AN EUCH LIEGT,  
SO HABT MIT ALLEN MENSCHEN FRIEDEN.

Römer 12,18

dass schon jetzt viele Menschen Verantwortung übernehmen, sich, ihre Kompetenzen und ihre Zeit einbringen – sei es beim Falten und Austragen der Gemeindebriefe, beim Frauenkreis, im Mesnerdienst, in der Kirchenmusik, bei Festen oder im Gemeindeverein. Aber überall werden weitere helfende Hände gebraucht, sprechen Sie uns gerne an, wenn Sie uns unterstützen wollen, denn eine einladende Gemeindegemeinschaft, ökumenische Zusammenarbeit, lebendige Kirchenmusik sind wichtige Bausteine für die Zukunft unserer Kirchengemeinde. Ohne ehrenamtliches Engagement wären viele unserer Hauptziele: Menschen im Glauben zu begleiten, Gemeinschaft zu ermöglichen und das Evangelium in die Gesellschaft hineinzutragen, nicht erreichbar.



Tatjana von Groll-Schacht  
Vertrauensfrau des Kirchenvorstands

## Ökumenische Grillen

Eine gute Idee, am 20. Juni den katholischen Pfarrgemeinderat nebst Pfarrern zu einem gemeinsamen Grillabend in den schattigen Garten des Carolinenhauses einzuladen! An 3 Bierbankgarnituren unterhielten sich mehr als 30 Personen, bunt gemischt katholisch und evangelisch, Ökumene eben! Es wurde viel gelacht und im wahrsten Sinne des Wortes über Gott und die Welt diskutiert. Für das leibliche Wohl war reichlich gesorgt. Fazit der Aktion: gut gemacht und gut gelungen, Wiederholung erwünscht.





Sommergeschichten



Geburtstagskaffee



Jubelkonfirmation



Seestimmen in der  
Abendkirche am 26. Juli



Frauenkreis



Trainee-Abschluss-Jahrgang  
am Sommerfest 19. Juli



Sommerfest



Flohbasar



(Ver)Führungen  
Mai-Juni-Juli



(Ver)Führungen  
Heuwinkelkappelle

# Nachruf Eva Kögler

1.8.1927 – 23.5.2026



„Ich habe dich je und je geliebt“, dieser Text aus Jeremia 31,3 war für Eva Kögler maßgeblich. Sie sagte selbst: „Die Liebe Gottes ist die tragende Kraft in meinem Leben“.

Diesen Vers griff Pfarrer Dr. G. Pfister in seinem Abschiedsgottesdienst (1.6.26) auf, in einer Predigt, die Frau Kögler selbst mit ihm bei einem seiner letzten Besuche besprochen hatte. Er kannte sie gut, hatte über viele Jahre lang mit ihr zusammen in der Gemeinde gearbeitet.

In Erfurt geboren hatte sie nach der eigenen Schulzeit in Ilmenau in Gera ein volles Lehramtsstudium absolviert. Sie durfte allerdings nicht als Lehrerin arbeiten, da sie sich weigerte, in die Sozialistische Einheitspartei (SED) einzutreten, was für alle Lehrer eine Pflicht war. Eva Kögler war ein aufrechter und streitbarer Mensch, der sich nicht unterkriegen ließ und auch derartige Einschränkungen nicht einfach so stehen ließ, sondern Lösungen suchte.

Inzwischen hatte sie einen guten Weg in die Kirche gefunden und absolvierte daher ein zweites Studium an der Thüringer Kirchenmusikschule, das sie mit einem Doppelexamen abschloss: kirchenmusikalisch und religionspädagogisch.

Schon in jungen Jahren erhielt sie den Ruf als Dozentin an kirchliche Seminare in Altenburg und Eisenach, wo sie hochgeschätzt und angesehen war! Dennoch, wohl fühlte Eva Kögler sich nicht mehr in der DDR, und so gelang es ihr noch vor dem Mauerbau, das Land zu verlassen, um nach Starnberg überzusiedeln. Seit 1960 lebte sie bis zum Schluss in der Schießstättstr., zusammen mit der Familie ihrer thüringischen Freundin.

Trotz der nicht gerade freundlichen Aufnahme in der evangelischen Gemeinde Starnbergs, wo die qualifizierte Fachfrau zunächst lediglich eine Stelle als Gemeindehelferin erhielt, biss sie sich durch, zäh wie sie war, arbeitete über 60 Jahre in unserer Gemeinde als Religionspädagogin und begleitete unzählige Gottesdienste mit ihrem Orgelspiel. Fast bis zuletzt war Eva Kögler in vielerlei Art ehrenamtlich tätig und erwarb sich bei uns eine große Wertschätzung. In Anerkennung ihrer Verdienste im Bereich der Kirchenmusik verlieh ihr zudem der Landeskirchenmusikdirektor eine Ehrenurkunde.

Eva Kögler hat den Vers aus Jeremia auf sich selbst bezogen und in ihrem Leben bestätigt gefunden. „Gott hat mich aus einer nazistisch geprägten Schule und Gesellschaft geholt. Dafür will ich dankbar sein und für die lieben Menschen, die mich begleitet haben“, sagt sie.

„Da versteht es sich von selbst“, so Pfarrer Dr. Pfister, „dass auch wir als Gemeinde Danke sagen zu Eva Kögler, für ihr Leben und alles, was sie uns gewesen ist.“

Dr. Gunhild Kilian-Kornell

## Kinderprogramm



### Erntedankbasteln

3. Oktober, ab 9.00 – 13.00 Uhr

Als Vorbereitung für das Erntedankfest basteln und kochen wir alles rund um das Thema Erntedank. Seid also gespannt, was wir Tolles erschaffen werden!

Kosten: 3,- €



### Herbstworkshop

2. – 6. November, 9.00 – 16.00 Uhr

Wie jedes Jahr gibt es auch dieses Jahr wieder den Theaterworkshop. Zusammen mit einer professionellen Workshopleiterin gestalten wir unser eigenes Theaterstück, lernen, wie man richtig auf der Bühne auftritt, und haben viel Spaß.

Leitung: Christine Adler, Kosten: 150,- €



### St. Martinsfest

11. November, 17.00 Uhr

Zu St. Martin laden wir euch herzlich in das Carolinenhaus ein, um mit uns zusammen Gottesdienst zu feiern und beim anschließenden Laternenumzug und Martinsfeuer dabei zu sein. Es ist keine Anmeldung erforderlich.



### Adventsbasteln

28. November, 9.00 – 13.00 Uhr

Advent, Advent, ein Lichtlein brennt. Kurz vor dem 1. Advent basteln wir eigene Kränze, verschiedene Dekorationen und versuchen unser Glück in der Weihnachtsbäckerei.

Kosten: 3,- €

Anmeldungen unter: [kinder.starnberg@elkb.de](mailto:kinder.starnberg@elkb.de)

Wir freuen uns auf euch!

Euer Team des Kinderprogramms  
der evangelischen Kirchengemeinde Starnberg



**carolinenhaus**  
Raum für Begegnung



### Nordfreizeit Herbst 2026

25. – 27. September

Im September findet unsere Nordfreizeit im Klostergut Schlehdorf statt und alle JugendleiterInnen aus der Region Nord am Starnberger See sind herzlich eingeladen dabei zu sein.

Uns erwartet ein inspirierender thematischer Impuls, kreative Spiele und vor allem viel Zeit miteinander. Außerdem werfen wir gemeinsam einen ersten Blick auf die Jahresplanung 2026/2027.

Die Freizeit ist offen für alle, die sich in der Jugendarbeit der Region engagieren – wir freuen uns auf dich!

Euer Vorbereitungsteam mit Pfarrerin Rina Mayer

Kosten: 35 €, Anmeldung: Über Evangelische Termine

# Niemand muss schwierige Wege allein gehen

Es gibt in der Bibel eine Geschichte, die viele Menschen kennen: die Geschichte von Emmaus. Zwei Menschen sind unterwegs. Enttäuscht, erschöpft und ohne Orientierung gehen sie nach einem schweren Verlust ihren Weg. Vieles, woran sie geglaubt haben, scheint zerbrochen. Unterwegs kommt jemand zu ihnen. Er geht ein Stück des Weges mit, hört zu, fragt nach und hilft ihnen, ihre Gedanken und Gefühle neu zu ordnen. Erst später erkennen sie, wie wichtig diese Begleitung für sie war.

Vielleicht liegt gerade in dieser alten Geschichte etwas sehr Menschliches: Niemand muss schwierige Wege allein gehen.

Psychische Belastungen gehören zum Leben. Sie treffen Menschen oft unerwartet: nach Verlusten, in Zeiten von Überforderung, Einsamkeit, Erkrankung, familiären Belastungen oder einfach dann, wenn die eigenen Kräfte nicht mehr ausreichen. Nicht immer entsteht daraus eine schwere Krise. Oft beginnt es schleichend. Der Schlaf wird schlechter, Sorgen nehmen zu, der Alltag fällt schwerer. Viele Menschen versuchen lange, einfach weiterzumachen.

Der Diakonieverein Starnberg begleitet Menschen in solchen Lebenssituationen durch seine Dienste, das Betreute Einzelwohnen (BEW) und den Sozialpsychiatrischen Dienst (SPDI). Wir beraten Menschen mit psychischen Belastungen ebenso wie Angehörige, die sich Sorgen machen oder Unterstützung suchen. Oft geht es zunächst darum, Orientierung zu gewinnen, Entlastung zu schaffen und gemeinsam die nächsten Schritte zu finden. Nicht selten reicht schon die Erfahrung: Da ist jemand, der zuhört, mitdenkt und ein Stück des Weges mitgeht.

Zwei Betroffene beschreiben ihre Erfahrungen:

„Lange Zeit hätte ich nicht gedacht, dass ich einmal Unterstützung brauche. Nach außen hat vieles funktioniert, innerlich wurde es aber immer schwerer. Ich habe mich zurückgezogen, schlechter geschlafen und immer häufiger das Gefühl gehabt, den Alltag nicht mehr zu schaffen. Über meinen Hausarzt kam ich schließlich zum SpDi des Diakonievereins Starnberg. Dort musste ich nicht erst völlig am Ende sein. Es gab Gespräche, Orientierung und jemanden, der gemeinsam mit mir geschaut hat: Was belastet mich gerade? Was hilft? Welche Schritte sind möglich? Besonders wichtig war für mich die Regelmäßigkeit der Gespräche und das Gefühl, nicht allein zu sein.“

„Ich habe lange allein gelebt und mich immer mehr zurückgezogen. Irgendwann hatte ich Angst, meine Wohnung zu verlieren, weil ich den Alltag nicht mehr geschafft habe. Rechnungen blieben liegen, die Post stapelte sich, und selbst kleine Erledigungen wurden zu einer Belastung. Mit dem Betreuten Einzelwohnen des Diakonievereins Starnberg bekam ich Unterstützung. Gemeinsam haben wir angefangen, Ordnung in meinen Alltag zu bringen. Ich wurde zu Terminen begleitet, wir haben die Post sortiert und Schritt für Schritt Lösungen gefunden. Vor allem hatte ich zum ersten Mal seit Langem wieder das Gefühl, dass ich das nicht allein schaffen muss.“

Als Gesellschaft tragen wir vieles gemeinsam. Unsere soziale Absicherung sowie Beratungs- und Hilfsangebote sind Ausdruck davon, dass Menschen in schwierigen Zeiten nicht allein bleiben sollen. Der Staat schafft dafür wichtige Grundlagen und finanziert einen großen Teil dieser Unterstützung. Gleichzeitig

stehen soziale Einrichtungen zunehmend unter Druck. Steigende Personal- und Betriebskosten werden von den Kostenträgern häufig nur verzögert oder nicht mehr in dem erforderlichen Umfang ausgeglichen. Die aktuellen Sparmaßnahmen verschärfen diese Entwicklung zusätzlich. Deshalb sind die Dienste des Diakonievereins Starnberg heute mehr denn je auf Spenden angewiesen, um ihre Arbeit in der bisherigen Qualität fortführen zu können.

Bitte helfen Sie mit, dass Menschen auch künftig zeitnah Begleitung, Orientierung und Unterstützung finden, wenn das Leben schwer wird. Gerade in seelischen Krisen ist schnelle Hilfe oft entscheidend. Mit Ihrer Spende tragen Sie dazu bei, dass die Dienste des Diakonievereins Starnberg auch künftig verlässlich, wohnortnah und ohne lange Wartezeiten für Menschen im Landkreis Starnberg da sein können. Vielen Dank für Ihre Unterstützung.

Andreas Bosbach

Spendenkonto:

Evangelischer Diakonieverein  
VR Bank Starnberg-Zugspitze eG  
DE94 7009 3200 0002 9845 04

## WELTKULTURERBE HERRNHUT

28. – 31. Oktober 2026

Lobe den Herrn, der dein Leben vom Verderben erlöst. Psalm 103,2  
Diese Herrnhuter Tageslosung wird von Millionen Menschen auf der ganzen Welt gelesen werden, wenn wir aufbrechen zur 4-Tage-Gemeindereise an den Ursprungsort Herrnhut (seit 2024 Unesco-Weltkulturerbe) und zu den Lausitzer Nachbarstädten Bautzen und Görlitz sowie zum Reformationsfest in der Lutherstadt Wittenberg



Preis: inkl. aller Busfahrten, Halbpension im Hotel, Stadtführungen, 530 Euro im DZ (Einzelzimmerzuschlag 60 Euro)

Anmeldung im Pfarramt, über [simon.doebrich@elkb.de](mailto:simon.doebrich@elkb.de) oder [pfisterstarnberg@aol.com](mailto:pfisterstarnberg@aol.com)



13. September | 17.00 Uhr | Inning

11. Oktober | 17.00 Uhr | Berg

**St. Michael**

Die Kirche mit ihrem Friedhof stammt in ihrer heutigen Form aus dem 17. Jahrhundert, hat aber deutlich ältere Wurzeln:

Schon 1566 ist ein Vorgängerbau belegt, und Funde weisen sogar auf eine frühmittelalterliche Kapelle hin. Im Inneren beeindrucken vor allem die Darstellungen des Erzengels Michael, darunter eine Figur aus dem 15. Jahrhundert. Auch weitere Heilige sowie eine spätmittelalterliche Marienfigur prägen das Gotteshaus.

Eine Führung durch St. Michael eröffnet Einblicke in Geschichte, Kunst und gelebten Glauben eines kleinen, aber besonderen Ortes.

Treffpunkt: Dorfstr. 9, Inning am Ammersee.

Führung durch Hubert Vögele

**Galerie Habdank**

Walter Habdank war ein deutscher Grafiker, Maler und Illustrator, der vor allem für seine ausdrucksstarken Holzschnitte bekannt wurde. Seine Werke zeigen häufig biblische Motive, aber auch Landschaften und Szenen aus dem Alltag, die er in einem kraftvollen, klaren Stil gestaltete.

Mit seiner Kunst verband Walter Habdank traditionelle Drucktechniken mit einer modernen Bildsprache und prägte damit die zeitgenössische Grafikkunst. Wir danken Pfarrer Johannes Habdank, der die Galerie für uns öffnet und uns zu Künstler und Werk Einsichten geben wird.

Treffpunkt: Maxhöhe 34, 82335 Berg

Begrenzte Kapazität.

Anmeldung erforderlich.

8. November | 17.00 Uhr | Tutzing

13. Dezember | 12.00 Uhr | Freising

**Schloss Tutzing**

Die Geschichte von Schloss Tutzing ist älter als die Evangelische Akademie. In seiner heutigen Gestalt gehen die Gebäude auf Friedrich Graf von Vieregg zurück, der zwischen 1802 und 1816 den Umbau der Anlage veranlasste. Aber natürlich begann alles schon lange Zeit vorher. Wir freuen uns auf eine Führung durch Schloss und Hof mit seinen vielen Facetten.

Treffpunkt: Evang. Akademie Tutzing

Schlossstr. 2, Tutzing

**Diözesanmuseum**

Wir freuen uns auf eine Führung mit Frau Dr. Nina Wessel-Müller durch die ständige Ausstellung des Diözesanmuseums in Freising, das mit seinen über 50.000 Objekten aus allen Bereichen kirchlicher Kunst und Kultur zu den weltweit größten religionsgeschichtlichen Museen gehört.

Begrenzte Kapazität. Anmeldung erforderlich.

**Kontakt & Anmeldung:**  
Verena von Guionneau  
Tel.: 0162-98 05 401  
auch per SMS unter Angabe  
des Vor- und Zunamen.

9. September | 14.30 Uhr | Gemeindesaal Starnberg

**Frauenkreis**

Thema: Leonardo da Vinci – Universalgelehrter

15. Oktober | 19.00 Uhr | Gemeindehaus Starnberg

## Über den Tellerrand geschaut: Veranstaltungsreihe – Jüdisches Leben in der Region



### Dafna Gerstner – Leben als Jüdin vor und nach dem 7. Oktober in Deutschland

Im Gespräch mit Markus Springer, Redakteur des Sonntagsblatts

Die Veranstaltungsreihe „Über den Tellerrand geschaut“ möchte Begegnungen ermöglichen und den Dialog fördern. Wer einander kennt, kann Vorurteile überwinden und Verständnis füreinander entwickeln. Gerade in einer Zeit, in der Antisemitismus wieder offen sichtbar, ja teils toleriert wird, und viele Jüdinnen und Juden auch in Deutschland Verunsicherung und Anfeindungen erleben, sind persönliche Gespräche wichtiger denn je. Wir setzen unsere Reihe nach Abenden u.a. mit Josef Strzegowski, Eva Haller, Ron Dekel, Noah Cohen fort und freuen uns, mit Dafna Gerstner eine deutsch-israelische Autorin in Starnberg begrüßen zu dürfen.

Die 1984 im Kibbuz Be'eri geborene Designerin und Fotografin lebt seit 2011 in Deutschland, heute in München. Am 7. Oktober 2023 befand sie sich in ihrer Heimat, als der Terrorangriff der Hamas auch den Kibbuz Be'eri erschütterte. Sie überlebte das Massaker, verlor jedoch Menschen aus ihrer Familie und ihrem engsten Umfeld. Diese Erfahrungen haben ihr Leben nachhaltig verändert.

In ihrem Buch „Sie kamen, um uns zu töten“ erzählt Dafna Gerstner von ihrer Kindheit und ihrem Leben zwischen Israel und Deutschland, von Verlust, Überleben und der Suche nach einem Weg zurück ins Leben. Zugleich beschreibt sie eindrucksvoll, wie sich das Leben als Jüdin in Deutschland seit dem 7. Oktober verändert hat und welche Fragen sich daraus für unsere Gesellschaft ergeben. Im Gespräch mit Markus Springer, Redakteur des Sonntagsblatts, wird sie über ihre Erfahrungen, ihr Buch und die Bedeutung von Erinnerung, Dialog und gegenseitigem Verständnis sprechen. Im Anschluss besteht Gelegenheit für Fragen aus dem Publikum.

Nach der Veranstaltung laden wir herzlich zu einem gemeinsamen Ausklang bei Brot und Wein ein.

Dabei besteht die Möglichkeit, mit der Autorin und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Der Eintritt ist frei. Spenden zur Deckung der Veranstaltungskosten sind herzlich willkommen.

Das Buch kann vor Ort erworben und von der Autorin signiert werden.

Um die Bewirtung besser planen zu können, bitten wir nach Möglichkeit um Anmeldung unter: [tatjana.vongroll-schacht@elkb.de](mailto:tatjana.vongroll-schacht@elkb.de)

Kurzentschlossene sind aber ebenso herzlich willkommen.

Für den Kirchenvorstand  
Tatjana von Groll-Schacht und Manuela Pecoraro

19.00 Uhr | „Weißer Salon“ Gemeindehaus Starnberg

**Bibelkreis**

Prädikantin Mechthild Hartung-Stenglein freut sich auf Ihr Kommen und Mitmachen.



Die nächsten Termine für den Bibelkreis:

|               |                          |
|---------------|--------------------------|
| 15. September | Bibelkreis, Hebr. 1,1-14 |
| 13. Oktober   | Bibelkreis, Hebr. 2,1-18 |
| 10. November  | Bibelkreis, Hebr. 3,1-19 |

16. Oktober | 19.00 Uhr | Friedenskirche

**Gospelchor**

Ein gemeinsames Konzert mit den Gospelchören der Evang. Kirchengemeinde Starnberg und der Evang. Kirchengemeinde Königsbrunn/Augsburg und Band.

Wir freuen uns auf ein kraftvolles Zusammenspiel mit mitreißenden Gospel- und modernen Pop-Klängen – ein Abend voller Energie und Emotion.

Ein musikalisches Highlight für Jung und Alt und alle, die sich für Gospelmusik begeistern.

20. September | Landsberg am Lech

**Gemeindefahrt**

Manche Menschen lernt man noch einmal anders kennen, wenn man die Orte sieht, die sie geprägt haben. Unsere Pfarrerin Rina Mayer wurde in Landsberg am Lech geboren und wuchs im benachbarten Kaufering auf. Wir wollen uns gemeinsam auf den Weg in Rinas Heimatregion machen.

Die Abfahrt in Starnberg ist für 9.15 Uhr an der Friedenskirche geplant. In Landsberg feiern wir zunächst gemeinsam Gottesdienst. Anschließend bleibt Zeit für eine erste Begegnung mit der Gemeinde vor Ort und eine Führung durch die historische Altstadt. Familien und Kinder können Landsberg währenddessen bei einer Stadtrallye entdecken. Mittelalterliche Tore, farbenfrohe Bürgerhäuser, eindrucksvolle Kirchen und der Lech verleihen der Stadt ihren besonderen Charakter.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen lernen wir bei einer weiteren Führung ausgewählte Kirchen Landsbergs kennen. Zum Abschluss treffen wir uns bei Kaffee und Kuchen am Lech, wozu die Kirchengemeinde einlädt.

Die Fahrt ist für alle Generationen gedacht. Längere Wegstrecken sollen vermieden werden, für die notwendigen Fahrten stehen Fahrgemeinschaften bereit.

Wir hoffen auf einen ereignisreichen Tag mit vielen Ein- und Ausblicken und freuen uns auf Ihre Anmeldung über das Pfarramt ([pfarramt.starnberg@elkb.de](mailto:pfarramt.starnberg@elkb.de))**Wussten Sie schon, dass...?!**

... vielen von Ihnen in den vergangenen Tagen der Kirchgeldbrief zugegangen ist? Das Kirchgeld ist eine Ortskirchensteuer und gehört zur kirchlichen Finanzierung in Bayern. Die Kirchensteuer in Bayern ist um genau dieses 1 % gegenüber dem allgemeinen Anspruch reduziert, denn im Gegensatz zur allgemeinen Kirchensteuer wird es direkt an die eigene Kirchengemeinde entrichtet und bleibt vollständig vor Ort. So stärkt dieser bayerische Sonderweg die Verbindung zur Gemeinde, in der Menschen Gottesdienst feiern, Hilfe erfahren und Gemeinschaft gestalten.

... unsere Gemeinde zurzeit einige sehr handfeste Träume hat? Sie beginnen beim Hören, führen über den Boden und enden beim warmen Sitzen. In der Friedenskirche ist eine neue Lautsprecheranlage dringend notwendig. Im Gemeindesaal muss der Boden saniert und die Möblierung erneuert werden. Für die Holzbänke in der Friedenskirche möchten wir Wärmekissen anschaffen, damit man sich in der kalten Jahreszeit nicht nur innerlich erwärmen kann.

Was bescheiden klingt, kostet in der Summe erheblich. Der Investitionsrückstau wächst leider schneller als unsere finanziellen Möglichkeiten. Wenn Sie sich in der Lage sehen, eines dieser Vorhaben gezielt zu fördern, sprechen Sie uns gerne an. Manchmal beginnt ein großes Projekt mit einem konkreten Gespräch.

... Jarla Domeier und Sophie Lehmann das Kinderprogramm im vergangenen Jahr mitgetragen haben? Für ihre Zeit, ihre Ideen und ihren Einsatz danken wir beiden herzlich. Nun verabschieden wir sie aus dieser Aufgabe und wünschen ihnen für alles, was vor ihnen liegt, Gottes Schutz und Segen.

... 13 Jugendliche aus Starnberg das Trainee-Programm erfolgreich abgeschlossen haben? Das ist mehr als eine schöne Zahl. Es zeigt, dass junge Menschen bereit sind, Verantwortung zu übernehmen und Kirche mitzugestalten. Wir gratulieren ihnen herzlich und freuen uns über dieses starke Zeichen für die Zukunft unserer Jugendarbeit.

... die Gemeinde einen neuen Chor mit dem Namen „Seestimmen“ unter der Leitung von Ulrich von Brühl-Störlein hat? Die Probe findet donnerstags um 20.00-21.30 Uhr im Gemeindesaal Starnberg statt. Interessierte Mitsänger und Mitsängerinnen sind herzlich willkommen!

... unser Gemeindefest gezeigt hat, welches Potenzial in unserer Gemeinde steckt? Das Fest war bei außerordentlich guter Stimmung ein großer Erfolg. Dahinter standen viele Menschen, die nicht nur mitfeierten, sondern anpackten: beim Aufbau und Abbau, unermüdlich in der Küche, beim Tragen, Spülen und Aufräumen. Noch nie wurden so viele Salate und Kuchen gespendet. Unser ausdrücklicher Dank gilt den Konfirmandeneltern und den Eltern der Kindergartenkinder, den seit vielen Jahren Engagierten ebenso wie den neuen Helferinnen und Helfern, die sich spontan bereit erklärt haben. Ein Gemeindefest sieht leicht aus, wenn viele die schwere Arbeit gemeinsam tragen. Genau das war an diesem Tag zu erleben.

Eine Gemeinde lebt nicht allein von Gebäuden, Veranstaltungen und Programmen. Sie lebt von Menschen, die geben, mitdenken, anpacken und bleiben. Davon gibt es in Starnberg erstaunlich viele. Bleiben Sie uns verbunden – gemeinsam gestalten wir unsere lebendige Gemeinde!

Herzlich, Ihr Gemeindeteam

# Die wichtigen Adressen – schnell zur Hand

## Evangelisches Pfarramt Starnberg

Kaiser-Wilhelm-Straße 18, 82319 Starnberg  
www.evangelisch-starnberg.de ☎ 08151/12 319  
E-Mail: pfarramt.starnberg@elkb.de 📠 08151/78 538

## Bürozeiten

Das Pfarramt ist Di-Do von 10.00 – 12.00 Uhr besetzt.  
Sie können uns gerne Ihr Anliegen über eine E-Mail an  
pfarramt.starnberg@elkb.de mitteilen.

## Evangelische Pfarrstelle Starnberg I

Kaiser-Wilhelm-Straße 18, 82319 Starnberg  
Pfarrer Simon Döbrich ☎ 0179/29 54 509  
E-Mail: simon.doebrich@elkb.de

## Evangelische Pfarrstelle Starnberg II

PfarrerIn z. A. Rina Mayer ☎ 0175/41 83 499  
E-Mail: rina.mayer@elkb.de

## Evangelischer Kindergarten

Kaiser-Wilhelm-Straße 18, 82319 Starnberg  
Leitung: Sabine Seemann ☎ 08151/91 81 94  
E-Mail: kiga.starnberg@elkb.de  
www.kiga.evangelisch-starnberg.de.  
Kindergarten-Spendenkonto *Stichwort: „Kindergarten“*  
Kreissparkasse München Starnberg, BIC: BYLADEM1KMS  
IBAN: DE 20 7025 0150 0430 0763 49

## Spendenkonto der Kirchengemeinde

Kreissparkasse München Starnberg, BIC: BYLADEM1KMS  
IBAN: DE 20 7025 0150 0430 0763 49

## Förderkreis der evangelischen Kirchengemeinde Starnberg e.V.

Kaiser-Wilhelm-Straße 18, 82319 Starnberg  
E-Mail: foerderkreis@evgsta.de ☎ 08151/69 38  
www.foerderkreis.evgsta.de  
Spendenkonto: VR-Bank Starnberg, BIC: GENODEF1STH  
IBAN: DE 19 7009 3200 0002 9000 09

## Fachstelle für den Umgang mit sexualisierter Gewalt in der ELKB

Telefonsprechstunde:  
Montag, 10.00 – 11.00 Uhr  
und Dienstag 17.00 – 18.00 Uhr ☎ 089/55 95 – 335  
E-Mail: ansprechstellesg@elkb.de

**Seelsorgetelefon**  
außerhalb der Bürozeiten  
und am Wochenende

☎ 0171/49 49 394

## Evangelischer Diakonieverein Starnberg e.V.

Kaiser-Wilhelm-Straße 18, 82319 Starnberg  
Vorsitz: OstD a.D. Peter Meyer ☎ 08151/78 771  
E-Mail: info@dv-starnberg.de  
www.dv-starnberg.de

### – Sozialpsychiatrischer Dienst (SpDi)

Rat und Hilfe für seelisch kranke Menschen  
und ihre Angehörigen ☎ 08151/78 771  
E-Mail: info@spdi-starnberg.de

### – Gerontopsychiatrische Fachberatung

Hilfe für psychisch belastete  
ältere Menschen ☎ 08151/78 771

### – Betreutes Einzelwohnen für psychisch kranke Menschen (BEW)

E-Mail: kontakt@bew-starnberg.de ☎ 08153/95 29 46

## Starnberger Tafel e.V.

Erika Ardelt ☎ 0179/29 29 921  
Tanja Unbehauen ☎ 0173/35 24 116

## Seestern e.V.

Ökumenische Nachbarschaftshilfe und  
Ambulante Krankenpflege Starnberg ☎ 08151/95 96 11

## Weltladen

Mo. – Sa. 10.00 – 12.30 Uhr ☎ 08151/95 03 528  
und Mo. – Fr. 15.00 – 17.00 Uhr ☎ 0176/61 52 06 79  
E-Mail: info@weltladen-starnberg.de  
www.weltladen-starnberg.de

## Gospelchor

Fr. 20.00 – 21.30 Uhr (außer in den Schulferien)  
E-Mail: ralf.wagner@elkb.de  
www.gospelchor-starnberg.de

## Seestimmen

Do. 20.00 – 21.30 Uhr (außer in den Schulferien)